13/1987 PREIS 0,80 M

DDR ISSN 0427-5217

FREIE Welt

Großes FW-Preisrätsel

Bei Spaß und Spiel 10 000 Mark zu gewinnen

Was macht 0-41 am Nordpol?

Ein Hahn als Mitglied der Fallschirmspringergruppe „Expark-86“

Mit vollen Segeln vor dem Wind:

Viermastbark „Sedow“ auf Sommerkurs

★ Inhalt

★ Im Blickpunkt

Bildbericht
Zhao Ziyang, amtierender Generalsekretär des ZK der KP und Ministerpräsident des Staatsrates der VR China zu Gast in der DDR **Seite 4**

Sport
Auf Weltrekordjagd: der Weitspringer Robert Emmijan **Seite 8**

Feldwirtschaft
Raps – demnächst in Doppelqualität **Seite 10**

Nachrichtenmagazin **Seite 12**

Wirtschaft
Von Netzwerkern, Netzböden und Netzen zum Fischen **Seite 16**

Großes Sommerpreisausschreiben
Ein Ratespiel um berühmte Leute in Berlin **Seite 20**

Tourismus-Ratgeber **Seite 24**

Serie
Eine heißgeliebte Ballerina **Seite 26**

Szenen aus der Geschichte Berlins
Vernunft unter Aufsicht **Seite 28**

Das Gesicht
Nuria Quevedo **Seite 30**

Bildgeschichte
Intermezzo in Riga **Seite 32**

Erzählung
Andrej Platonow: Der dritte Sohn **Seite 34**

Humor **Seite 36**

Rätsel **Seite 38**

Kinderserie **Seite 40**

Astronomie
Schwarzes Loch oder Weißer Zwerg? **Seite 42**

Leserforum **Seite 44**

Arktis
Wie und warum ein Hahn mit dem Fallschirm am Nordpol landete **Seite 46**

Freundschafts-Festival
FREIE WELT begleitete die Studentin Marina Lebedewa durch Gera **Seite 52**

Titelfoto:
Lothar Willmann fotografierte den Viermaster „Sedow", das größte Schulschiff der UdSSR-Fischerei

Redaktionsschluß für dieses Heft: 15. 6. 1987

Der Fund

Man schrieb den 29. Juni 1859, als die russische Korvette „Amerika", von Hokkaido kommend, auf dem Japanischen Meer in einen Orkan geriet. Dem Kapitän gelang es in letzter Minute, mit seinem Schiff in einer schützenden Bucht Zuflucht zu finden. Als sich das Unwetter verzogen und der Morgennebel gelichtet hatte, rieb sich die Mannschaft erstaunt die Augen. Vor ihr lag, hingebreitet zwischen bewaldeten Bergen und flachen Stränden, eine Bucht, die in keiner Seekarte eingezeichnet war. „Was für ein Fund", schrie ein Matrose an diesem sonnigen Morgen begeistert und ahnte nicht, daß er damit der Entdeckung einen bleibenden Namen gegeben hatte: Nachodka (deutsch: der Fund). Freilich dauerte es noch über hundert Jahre, bevor Nachodka den Seeleuten aus aller Welt zum Begriff geworden war. Sibirien träumte noch den Jahrhunderttraum der Taiga, und kein Gedanke war daran, was es einst dem Land schenken würde: Kohle aus Jakutien, Kupfer vom Transbaikal…

Erst das enorme ökonomische Wachstum der östlichen und fernöstlichen Landesregionen, der Bau der BAM, die Entwicklung des Handels mit den pazifischen Nachbarn der Sowjetunion forderte neue Ausgänge zum Pazifik und riß Nachodka, die junge Hafenstadt südöstlich von Wladiwostok, aus dem Schlaf.

Wir besuchen die Computer-Leitstelle. Prüfende Blicke der Ingenieure. Auf dem Display tauchen exakte Daten auf. Code: NWJ, Name: „Melisande", Land: Kanada. Dazu digital: der Liegeplatz des Schiffes in der Wrangel-Bucht, seine Länge und Breite, die Wasserverdrängung und der Zeitpunkt seiner Erfassung. Zwei Radaranlagen registrieren sämtliche Schiffsbewegungen. Sie sind gewissermaßen die „Augen" des Hauptcomputers, der als Kern eines elektronischen Leitsystems im Hafen von Nachodka den Schiffsverkehr überwacht. Seine „Ohren" stellen die Funksprechverbindungen dar. Sämtliche Gespräche, Kommandos und Daten werden ein Jahr lang gespeichert, um in möglichen Streitfällen die Rekonstruktion des genauen Hergangs zu ermöglichen. Wissenschaft und modernste Technik im Dienste der Navigationssicherheit und eines schnellen Güterumschlags. Kein Zweifel: Hier in Nachodka befindet sich heute mit dem Handelshafen und seinem jüngsten „Ableger", Port Wostotschny, einer der modernsten Häfen auf der Weltkarte des Seeverkehrs. Erster Eindruck: Viel Raum und wenig Menschen. Wer auf dem riesigen Hafenareal mehr als 30 Arbeiter trifft, hat Glück. Das hohe Niveau der komplexen Mechanisierung des Güterumschlags verschafft den über 12 000 Schiffen, die jährlich die Häfen der Bucht anlaufen, kürzeste Liegezeiten. Ein 150 000-Tonnen-Frachter kann den Kohle-Kai bereits nach 24 Stunden wieder verlassen. Insgesamt 64 Kai-Anlagen sollen nach Abschluß des weiteren Ausbaus von Port Wostotschny zur Verfügung stehen.

Jürgen Geitner (Text)
Volkmar Billeb (Fotos)

Der Druck trägt Früchte

von
Karl-Eduard
v. Schnitzler

Die vielbeschworene NATO-Abschreckungsstrategie sei „voller Risiken" und biete „nicht die Garantie des gesicherten Funktionierens bis zum Jüngsten Gericht": Diese Feststellung ihres Bundespräsidenten wollten die 450 Generale, Admirale und Obristen auf der 29. Bundeswehrkommandeurstagung zunächst nicht recht begreifen. Und als er empfahl: „Wir müssen reden, Mißtrauen abbauen, Vertrauen schaffen, verhandeln, Abkommen schließen", stand der BRD-Präsident im weiten Rund seiner Kommandeure erst einmal einsam da. Minister Wörner und Admiral Wellersdorf glaubten noch, davor warnen zu müssen, „aus verständlichem Harmoniebedürfnis heraus nur die Schokoladenseite der sowjetischen Politik zu betrachten."

Derweil sind 90 Prozent der Bundesbürger für die Verschrottung aller Raketen zwischen 500 und 5000 Kilometern Reichweite in Europa. Beträchtliche Wählermassen erteilten der Rüstungslobby in der CDU/CSU schmerzhafte Absagen. Der Militärisch-Industrielle Komplex scheint seine Einflußgrenzen erreicht zu haben. Wörner hält sich seitdem bedeckt. Rühe schweigt. Sogar Weinberger wurde von Präsident Reagan zurückgepfiffen. Auf dem Gipfel in Venedig war's der einzige Punkt, in dem Einigkeit herrschte. Die doppelte Nullösung – so sieht es aus – kommt.

Bislang sah es nicht so aus. Da sind sich zwar Gorbatschow und Reagan so gut wie einig. Mitterand und Frau Thatcher stimmten zu. In Holland, Belgien, Dänemark, Norwegen, Griechenland, Italien, Spanien, Portugal äußerte man Erleichterung. Aber wo der Raketen-Wald am dichtesten steht und wo logischerweise mit dem Abholzen begonnen werden sollte, legte sich eine Fraktion, stahlhelmbewehrt, zunächst quer. Da wurden neue, unsinnige Forderungen als Vorbedingungen nachgeschoben. Dritte Schritte sollten vor den ersten und zweiten gegangen werden (damit man ins Stolpern gerate?). Manöver werden inszeniert, um die geöffnete Atmosphäre zu stören (sei es nahe dem Roten Platz, sei es im sensiblen Grenzbereich am Brandenburger Tor).

Man hört förmlich das Zähneknirschen. Aber die doppelte Nullösung steht vor der Tür: Europa – frei von Mittelstreckenraketen längerer und kürzerer Reichweite! Und dadurch beste Voraussetzungen, an die kompliziertere Frage der Abrüstung aller Kurzstreckenraketen, chemischen und konventionellen Waffen heranzugehen. In einer Atmosphäre wachsenden Vertrauens und mit einer neuen, auf Verteidigung gerichteten Militärdoktrin. Keine militärische Überlegenheit, keine Testversuche mehr, kein Erstschlag, Gleichheit und gleiche Sicherheit auf immer niedrigerem Niveau; und Kosteneinsparungen, die dem Kampf gegen Krise, Arbeitslosigkeit und Neue Armut im kapitalistischen Staat, gegen Hunger und Unterentwicklung in der „Dritten Welt" und im realen Sozialismus der weiteren Entfaltung seiner Vorzüge zugute kommen.

Auch das Zähneknirschen wird leiser werden. Denn man will ja Wähler und Wahlen gewinnen. Und Wähler wollen nun einmal nicht mehr Waffen, sondern weniger…

Auch die erklärte Absicht, „die Russen totrüsten" zu wollen, erweist sich als Rohrkrepierer. Rüstungswirtschaft als Erzeuger von Düsenflugzeug, Mondrakete, Radarschirm und Atomtechnik (der Krieg als „Vater aller Dinge"); die Stabilisierung der Wirtschaft des Staates durch Aufblähen des Militärbudgets (denn Rüstung sei ja „nicht konjunkturanfällig", sie schaffe Arbeitsplätze, während Abrüstung ins technologische Mittelmaß führe und ins wirtschaftliche Abseits): Diese Weisheiten rangieren zwischen Fabeln und Legenden.

In der Sowjetunion – will ein Amerikaner ausgerechnet haben (lassen wir dahingestellt, wie er auf die Zahlen kommt) – betrage das Verhältnis Rakete/Badewanne (also militärischer Aufwand zu zivilem Kapitaleinsatz) 66 zu 100. Natürlich geht das zu Lasten des Lebensstandards. Aber in den USA – so hat der Ökonom Seymour Melman errechnet – fließen 100 Dollar in zivile Projekte, 87 Dollar in Militärobjekte. Seit fast 20 Jahren sinkt der Lebensstandard des US-Bürgers. Die Wettbewerbsfähigkeit der amerikanischen Industrie läßt vor allem gegenüber den Ländern nach, die am meisten Geld in den zivilen Sektor stecken: vor allem Japan.

Wer aber wollte wen „totrüsten"? Vor vier Jahren sagte mir Pierre Salinger, einst Pressechef und Berater Präsident Kennedys unter vier Augen: „Wir können die Russen gar nicht totrüsten: Dafür hat dieses Volk zu viele Leidens- und Leistungsfähigkeit bewiesen. Und wozu auch? Die Russen wollen keinen Krieg."

Ob es Friedensliebe bei Reagan, Weinberger, Wörner, Dregger oder Todenhöfer ist oder wirtschaftliche Einsicht; ob die Erkenntnis wirksam wird, daß der Nuklearkrieg weder Sieger noch Besiegte kennt, sondern nur unseren gemeinsamen Planeten unbewohnbar machen würde; ob Koalition der Vernunft zähneknirschend oder aus Überzeugung: Der Druck des Friedens zeigt Früchte.

Reagan steht auch unter Nancys Druck, die ihren Mann als „Friedenspräsidenten" in die Geschichte eingehen sehen will. Hätte sie lieber verhindert, daß er sich vor dem Brandenburger Tor als Geschichtsignorant produzierte! Abgeordnete seiner eigenen Partei üben Druck aus; die Bevölkerung, die seit 1945 zu hören bekommt, „die Russen kommen", und nun ist Gorbatschow mit seinen Vorschlägen da – und die Russen kommen offensichtlich nicht. Da sind eben auch jene 90 Prozent Bundesbürger, die die nuklearen Blütenträume der Hardthöhe welken und Kohl in die richtige Richtung schwanken lassen. Da sind vor allem reale, realisierbare Vorschläge – aus Moskau, Budapest, Warschau, Berlin; oft westliche Wünsche und Vorschläge aufgreifend, (unbegründete) Befürchtungen berücksichtigend, allesamt auf dem Prinzip der Gleichheit und der gleichen Sicherheit basierend, will heißen: Auch die Sicherheit der anderen Seite berücksichtigend. Und da steht zum erstenmal nicht Rüstungsstop, nicht Rüstungsbegrenzung ins europäische Haus, sondern Abbau und Beseitigung. Zähneknirschen hin – Zustimmung her: Die Zeichen der Zeit stehen endlich nicht auf Sturm, sondern auf Entspannung!

Je stä
der Sozio
um so si
der Fri

Vier Tage im Juni

Offizieller Freundschaftsbesuch des amtierenden Generalsekretärs des ZK der KP und Ministerpräsidenten des Staatsrates der Volksrepublik China, Zhao Ziyang, in der DDR

Vier Tage im Juni

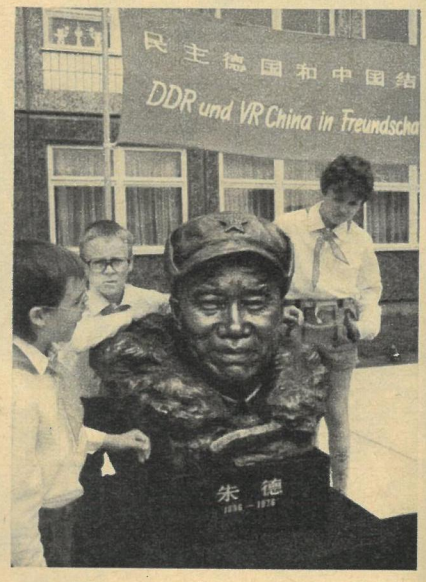
Im Amtssitz des Staatsrates: Erich Honecker und Zhao Ziyang bei ihren offiziellen Gesprächen (Foto links).

VEB Niles-Stellantriebe Dresden: Die Gäste zeigten sich beeindruckt von der Nutzung der Mikroelektronik, der Computer- und Lichtwellenleitertechnik (Foto rechts).

Gemäldegalerie „Alte Meister" im Zwinger: Bewunderung für die Meisterwerke italienischer, flämischer und niederländischer Malerei – Raffaels „Sixtinische Madonna", Tizians „Zinsgroschen" (Foto rechts unten).

Auf dem Weg ins Rote Rathaus: Der Besuch beim Berliner Oberbürgermeister Erhard Krack ist verbunden mit einer Eintragung ins Goldene Buch und Glückwünschen zum 750. Geburtstag der Stadt (Foto links unten).

Namensgebung in Berlin-Hohenschönhausen: Auf einer Kundgebung wurde der 28. Oberschule der Ehrenname „Marschall Zhu De" verliehen. Die bronzene Büste des chinesischen Volkshelden hatte Zhao Ziyang aus seiner Heimat mitgebracht (Foto unten).



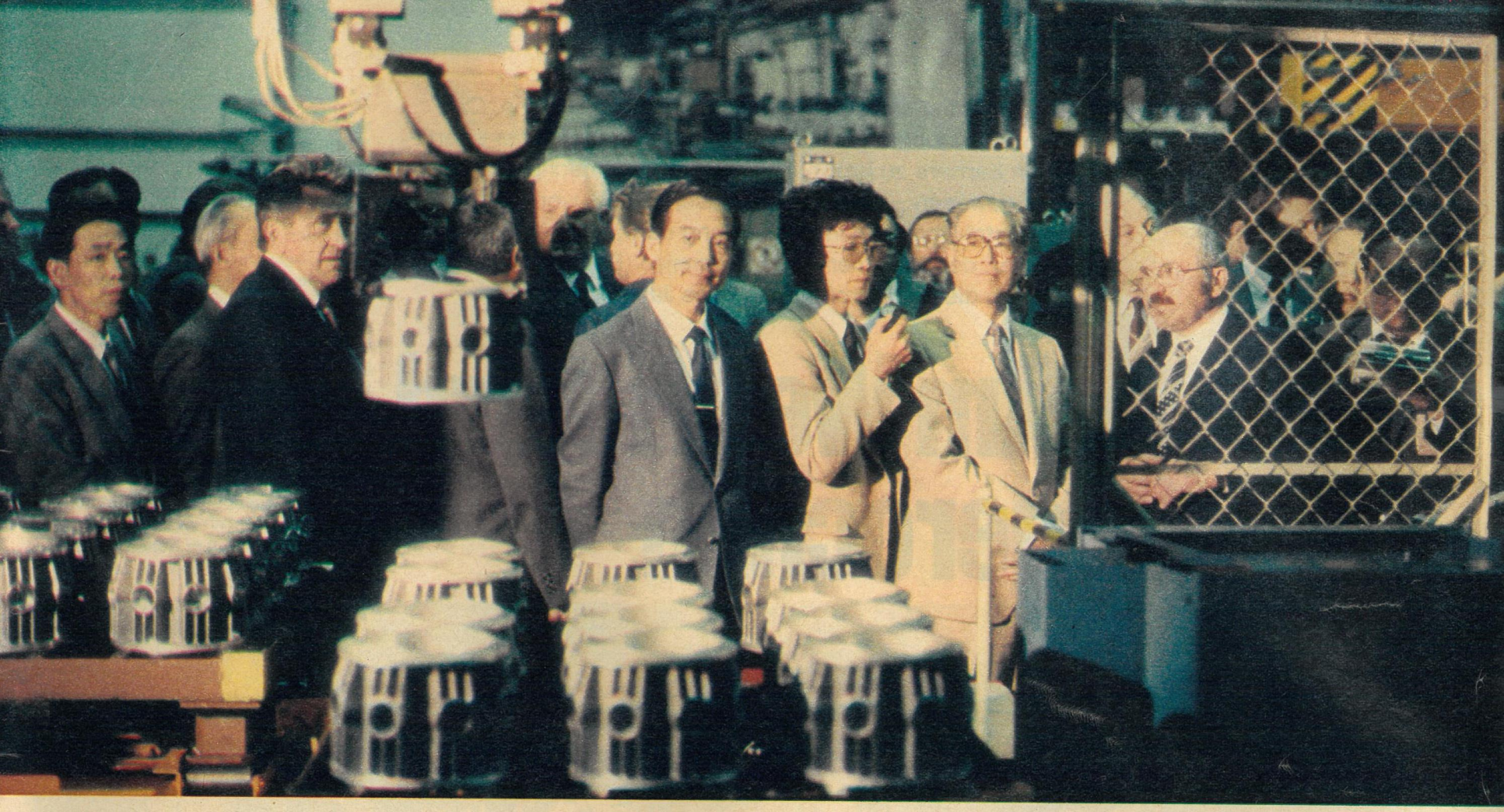
Die Schüler der Hohenschönhausener 28. Oberschule hatten als Motto für die Wandtafel mit farbigen Fotos vom China-Besuch Erich Honeckers ein Goethewort gewählt: „Manches Herrliche der Welt ist in Krieg und Streit zerronnen. Wer beschützet und erhält, hat das große Los gewonnen." Paßte es zu Ort und Anlaß?

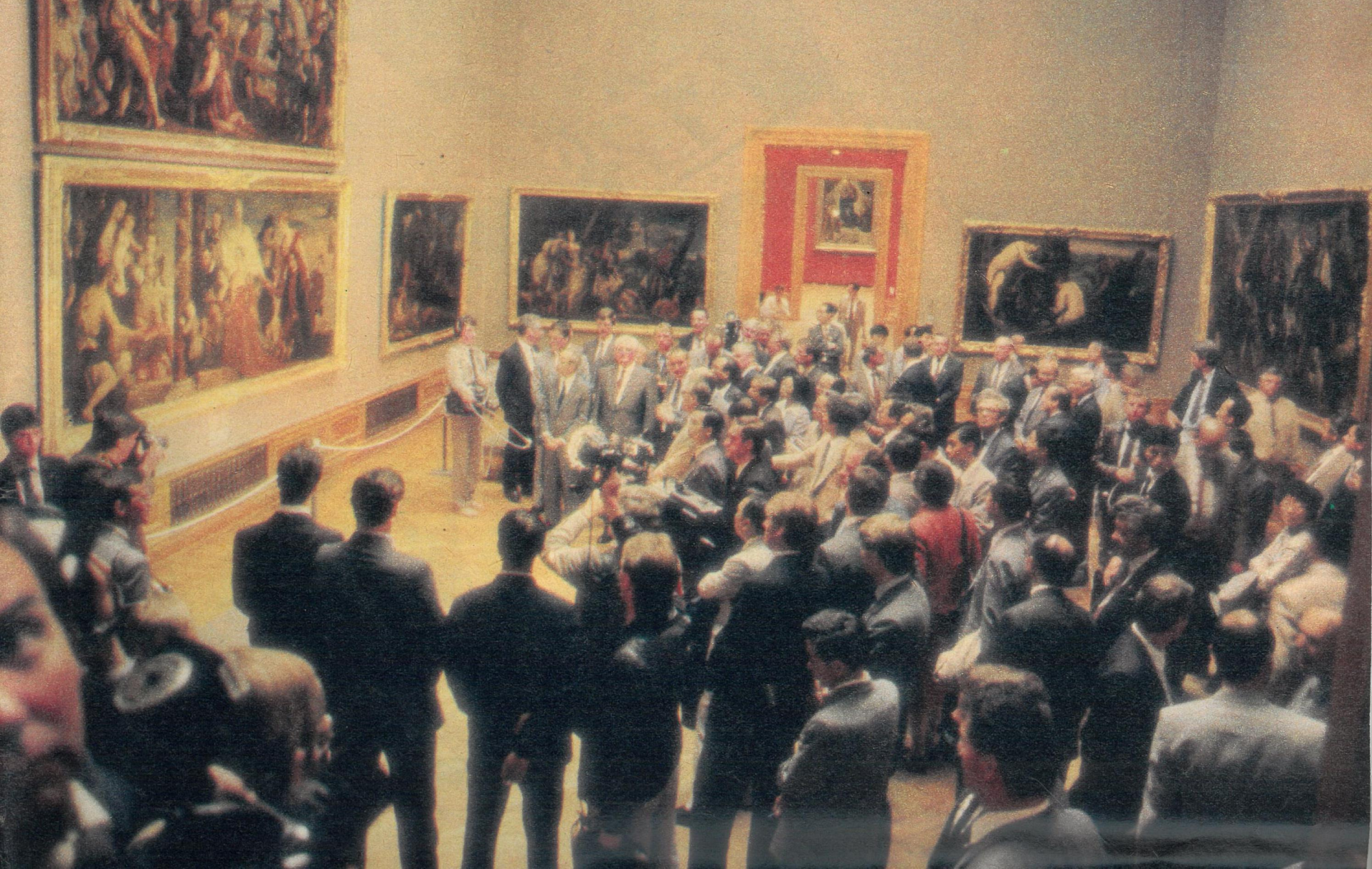
Zhao Ziyang vernahm die Übersetzung, bedeutete zustimmendes Verständnis für den Vers. Möglich, daß er gedanklich eine Verbindung zu seinem Trinkspruch beim Bankett zwei Tage zuvor herstellte, als er davon gesprochen hatte, daß das chinesische Volk – viel unter Krieg gelitten, Leiden und Katastrophen wohl kennend – deshalb um so mehr den Frieden schätze. Möglich auch, daß er seines Gastgebers Worte vom Frieden als dem Grundgebot der Gegenwart mit dem tiefen Sinn des Dichtergedankens gleichsetzte, mit dem bildhaften „großen Los", das von allen gewonnen wird, wenn sie gemeinschaftlich schützen und bewahren. Denn beide, die sie führend die Völker ihrer Länder repräsentieren, haben solch Grundanliegen wiederholt deutlich gemacht – in den vergangenen Oktobertagen in Peking, Nanking und Schanghai, jetzt in Berlin, in Dresden.

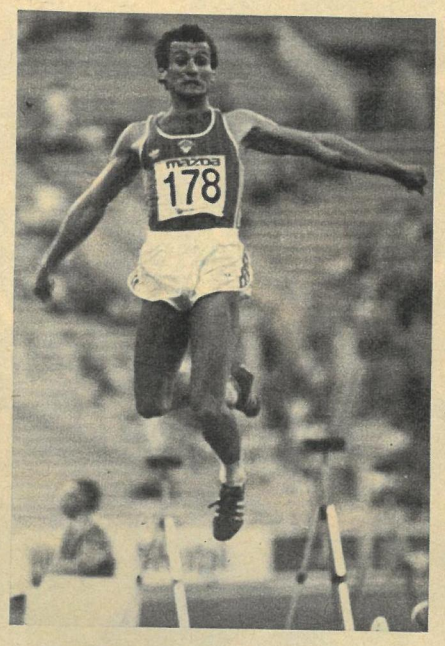
Während Zhao Ziyangs DDR-Besuch war in vertrauensvollem Gespräch mit Erich Honecker viel von dem die Rede, was sich beide Parteien, die die Gesellschaft führen, was sich beide Länder für die kommende Zeit vornehmen, wozu sie in enger Kooperation in der Lage sein werden, in Wirtschaft, in Wissenschaft und Technik, im Kulturaustausch. Den Vereinbarungen und Absprachen liegen bedeutende Potenzen zugrunde. Sie haben ihren Ursprung in der traditionellen Freundschaft, die beide Völker seit Jahrzehnten verbindet, in den revolutionären Ideen und sichtbaren Ergebnissen des Sozialismus. So konnte von der guten Bilanz die Rede sein, die für die Zukunft ermutige. Zhao Ziyang wählte auch den Vergleich vom „schönen Ausblick". Zwar auf Dresdens „Bellevue" gemünzt, in dem man zu Gast war und das Elbepanorama schauend, doch sinnreich ebenso mit dem gleichgesetzt, was die Perspektive für das Gemeinschaftswerk DDR–China verheißt. Er sei sicher, daß beide Völker im Geiste enger Zusammenarbeit voneinander lernen und die gegenseitigen Erfahrungen füreinander nutzbar machen. Ebensolcher Optimismus schwang in seiner Feststellung mit: Ich glaube, daß die Erhaltung des Weltfriedens aussichtsvoll ist, wenn sich die Völker Chinas, der DDR und der anderen friedliebenden Staaten darum bemühen. Eben das war es wohl, was den chinesischen Staatsmann zustimmen ließ, als er der Berliner Schüler Motto las, die Erich Honeckers Mission im fernen Land des asiatischen Kontinents mit dem Dichterwort versahen.

Günter Stechow (Text)
Lothar Willmann (Fotos)

Zusatzfotos (3): ZB/Grimm, Mittelstädt, Reiche







Der US-amerikanische Hansdampf in allen Gassen, Carl Lewis, hat jüngst gesagt, ihm die Abendröte seiner sportlichen Karriere zu prophezeien sei ein unentschuldbarer Irrtum gewesen: „Ich bin jetzt besser als je zuvor!“ Gleichwohl stahl ihm sein im Weitsprung europäischer Gegenspieler, der Armenier Robert Emmijan (Bildfolge), mit 8,86 Metern die erste große Schau des Jahres.

Am Weltrekord gerochen

In der (fast) Millionenstadt Jerewan stehen die höchstgelegenen Wohnhäuser auf Fichtelberg-Höhe. Eine Straße noch weiter bergan führt zum 52 Kilometer entfernten Zachkadsor, das die 20 000 Seelen dort oben als „Siedlung städtischen Typs“ bezeichnen. Ein klimatisch besonders zuträglicher Höhenluftkurort 1980 Meter über Meeresspiegel – und am 22. Mai dieses Jahres Tatort einer handgreiflich nahen sportlichen Sensation.

Der junge Mann, der den bislang erfolglosen Weltrekordeiferer Lewis beinahe aus allen Träumen gerissen hätte, heißt Robert Emmijan. Mit 8,86 Metern kitzelte er die Fersen des Riesenbabys Bob Beamon, dessen 8,90-m-Weitsprung-Weltrekord auf dem 2240 m hohen Plateau von Mexiko-Stadt bereits das bibli-

sche Alter von 6772 Tagen erreicht hatte. Um ein Haar wäre es sogar passiert, „denn die Entthronung Beamons fand vermutlich deshalb nicht statt, weil Robert schon beim Einspringen aufs Ganze ging und dabei das Quentchen Kraft verhökerte, das für die noch fehlenden vier Zentimeter vonnöten gewesen wäre". So jedenfalls sah es Trainer Mkrtytsch Karapetjan.

Europas derzeitiges Weitsprung-Aushängeschild Emmijan wurde bei seinem Känguruhsprung von Zachkadsor durch einen zulässigen Rückenwind von 1,85 m/s begünstigt. Da in fast 2000 m Höhe auch die Luftdichte geringer ist als unten im Tal, fand Emmijan im Zachkadsorer Trainingscamp annähernd ideale Bedingungen vor. Er weiß das und macht sich deswegen auch kein X für ein U vor: Dort, „ganz oben", addieren sich ein Rückenwind nahe des Zulässigkeitswertes und der sich ab Meeresspiegel um jeweils ein Prozent pro 80 m vermindernde Luftwiderstand zu einem tatsächlichen Rückenwind von mehr als 3 m/s.

Der Biomechaniker Professor Dr. ing. päd. habil. Gerhard Hochmuth sagt das noch präziser: „In solchen Höhenlagen wie Mexiko-Stadt, South Lake Tahoe (jeweils 2240 m) oder Colorado Springs (2194 m) wird unter den gleichen Bedingungen gelaufen und gesprungen wie ‚unten' bei uns. Also kannst du einen Rückenwind bis zu 2,0 m/s haben, ohne dabei mit den Regeln in Konflikt zu kommen. Indem jedoch dort oben die Luftwiderstandskraft weit unter hierzulande üblichen 2,3 kp liegt, dürfte – vom geringen Vorteil durch eine um fast 0,5 Prozent verminderte Schwerkraft einmal ganz abgesehen – eigentlich nur ein Wind von plus 0,8 m/s zugelassen werden."

Als Bob Beamon an jenem 18. Oktober 1968 kurz nach halb vier in Mexiko-Stadt 8,90 m weit sprang, sprachen Experten von einem „Traumsprung, bei dem alle herbeigewünschten Faktoren bis zum i-Punkt stimmten". 2,0 m/s Rückenwind. Es waren die letzten Wettkampfsekunden ohne Regen. Der 1,91-m-Riese Beamon machte einen letzten Anlaufschritt von mehr als zweieinhalb Metern Länge, produzierte aus seiner enormen Antrittsschnelligkeit heraus eine einmalige Sprungkraft, gewann eine ideale Höhe und demonstrierte (hier eine Expertise wieder wörtlich) „eine der perfektesten Landungen, die überhaupt ein Weitspringer zustande bringen kann".

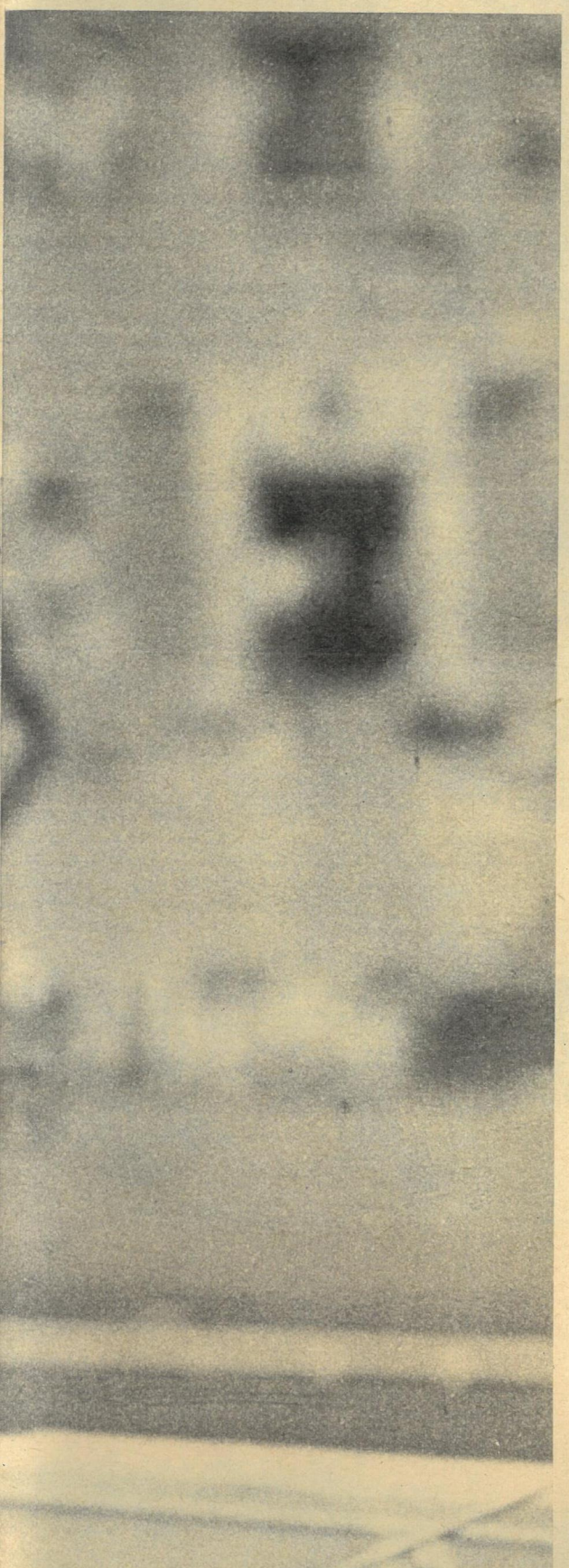
So kam es zur Langlebigkeit eines Rekordes, an dem sich bislang auch einer der weltschnellsten Sprinter namens Carl Lewis die Zähne ausbiß. Der Koloß aus Kalifornien (1,83 m groß, 84 kg schwer) hat schon viele Angriffe unternommen, und es darf ihm zugute gehalten werden, daß er es nie in Beamons „Höhe" versuchte. Nun hat ihm Robert Emmijan, mit 1,78 m Körpergröße und 69 Kilo Körpergewicht der momentan „zarteste" unter den weltbesten Weitspringern, einen ganz schönen Schrecken eingejagt. Denn wenn e r , Lewis, als erster Beamons „Jahrhundertrekord" bricht und womöglich auch noch die 9-m-Marke erreicht, wollen ihn seine Mäzene und Gönner zu einem reichen Mann machen.

Der gescheite und aufgeschlossene Armenier Robert Emmijan registriert so etwas mit stoischer Gelassenheit. Er weiß auch ohne die allemal sensationellen 8,86 m von Zachkadsor, daß er sich auf dem richtigen Weg befindet. Im vorigen Jahr wurde er nicht nur Europarekordler (8,61 m) und Europameister (8,41 m), sondern auch Saisonbester der Welt: vor dem alternden Larry Myricks, der nicht aufhört, daran zu glauben, daß er mehr ist als nur Lewis' Schatten.

Emmijan und sein Trainer haben genau im Visier, was Europas Nr. 1 noch fehlt, um auch in normaler Höhenlage an Beamons Rekord zu rütteln: „Unser Hauptaugenmerk richtet sich auf die Verbesserung der Schnelligkeit im Abschlußstadium des Anlaufs." Hier liegen des sprunggewaltigen und technisch hervorragenden Emmijan größte Reserven. Überdies gehen die beiden Unzertrennlichen aus Leninakan davon aus, daß der 8,86-m-Satz nichts war, was nur einmal gelingt und nie wieder: „Ich möchte nicht wissen, was zutage getreten wäre, hätten die Kampfrichter meine Probesprünge gemessen. Und während der Konkurrenz bin ich auch noch 8,65 m gesprungen – die hätten ebenfalls zu einem neuen Europarekord gereicht."

Als Emmijan dreizehn Jahre alt war, lernte er im Pionierlager Artek den weltberühmten Sprinter Borsow und den dreifachen Dreisprung-Olympiasieger Sanejew kennen. Der eine sagte ihm, schnell sein ist alles, der andere riet ihm, Weitspringer zu werden – was er auch wurde. Und wenn er einmal halbwegs so schnell ist wie Borsow? „Ich werde jetzt öfter an Sprintkonkurrenzen teilnehmen, das wird meiner Springerei nur guttun..."

Hans Richard Vollbrecht



Vier Springer dreizehnmal 8,60 m und weiter

8,90	Robert Beamon (USA)	18.10.68	Mexiko-Stadt
8,86	Robert Emmijan (UdSSR)	22. 5.87	Zachkadsor
8,794	Carl Lewis (USA)	19. 6.83	Indianapolis
8,76	Lewis	24. 7.82	Indianapolis
8,71	Lewis	13. 5.84	Westwood
8,71	Lewis	19. 6.84	Los Angeles
8,66	Lewis	26. 4.87	Walnut
8,65	Lewis	24. 8.84	Brüssel
8,62	Lewis	20. 6.81	Sacramento
8,62	Lewis	30. 8.85	Brüssel
8,61	Lewis	16. 5.82	Westwood
8,61	Emmijan	6. 7.86	Moskau
8,61	Larry Myricks (USA)	3. 5.87	Shizuoka

(Weltrekordler in der Halle: Lewis 8,79 m (27.1.84/New York; Europarekordler in der Halle: Emmijan 8,49 m (21.2.87/Lievin).

Fotos: Werner Schulze (2), APN

STUDIE IN ÖL

Blühender Raps – ein erfreulicher Anblick für den Wanderer wie für den Landmann. Doch Schönheit hat ihren Preis… Raps, die wichtigste Ölfrucht auf den Feldern der DDR, verlangt kontinuierliche, „gartenmäßige“ Pflege des Bodens, ein hohes Maß agronomischer Disziplin. Dann dankt er mit hohem Ertrag (1986 war das beste Rapsjahr unserer Landwirtschaft, die Ergebnisse jüngster Zeit führten uns in die Spitzengruppe der weltbesten Erzeuger).

Wie bei allen Kulturen erstrebt man auch beim Raps über die einfache Zunahme der Erträge hinaus jene deutliche Steigerung der Qualität, die durch Intensivierung entsteht. Das bedeutet Ablösung der bisherigen Normalsorten, deren Erntemenge eher zufriedenstellen kann als das Spektrum der Inhaltsstoffe. Vor allem zwei solcher Stoffe sind ausgesprochen unerwünscht: die Erucasäure, die dem eiweißreichen Preßrückstand störende Schärfe verleiht, und das Glukosinolat, ein Bitterstoff. Mit mehr Vergnügen (und besserem Ergebnis) würde das Vieh einen Rapsextraktionsschrot ohne diese zu sich nehmen.

Züchterischer Fortschritt liefert jetzt den Raps in sogenannter Einfachqualität (erucafrei, aber noch immer mit Bitterstoff), angebaut auf etwa sechzig Prozent des Areals, darunter eine DDR-Sorte wie die unterdessen bewährte „Malux“. In der Erprobung stehen „Doppelqualitäten“: erucafrei und glukosinolatarm, mit der Perspektive, daß dem Gütesprung der erforderliche Mengenschub folgen wird.

Die Zusammenarbeit mit den Landwirtschaftswissenschaftlern der Sowjetunion brachte beim Raps ein Großexperiment auf dem Boden der Belorussischen SSR hervor. Ergebnisse der vergangenen Jahre trugen wesentlich dazu bei, den Rapsanbau im rauheren Klima dieser osteuropäischen Region flächenmäßig zu erweitern und nach den Erträgen zu stabilisieren. Unter anderem geht es darum, daß der zeitig gesäte Raps zu Beginn des Winters das niedrige „Rosettenstadium“ nicht überschritten haben darf; eine mehr entwickelte Pflanze könnte dem Frost weniger widerstehen, und im Frühjahr hätte man „ausgewinterte“, lückige Bestände mit entsprechendem Ertragsverlust schon vor der Ernte.

Doch wer denkt in diesen Tagen an Schnee und Minusgrade? Der Anblick des blühenden Feldes erfreut durch eine Harmonie, die keineswegs von selbst entstanden ist, sondern auf der homogenen Entwicklung nahezu aller Pflanzen beruht. Diese Gleichmäßigkeit bildet eine wichtige Voraussetzung dafür, daß der Bestand zu gleicher Zeit abreift, mit geringsten Verlusten geerntet werden kann und die bestmögliche Ausbeute an hochwertigen Ölen für gesunde menschliche Nahrung erbringt. So wird ein Teppich gelber Blüten zum Gütezeugnis für die Arbeit von Pflanzenzüchtern, Agrotechnikern und Genossenschaftsbauern.

Johannes Rana (Text)
Detlev Steinberg (Foto)

● Wörtlich

Der Vorschlag von Herrn Gorbatschow, die Welt bis zum Jahre 2000 von allen Kernwaffen zu befreien, ist auch in Nagasaki mit großer Genugtuung aufgenommen worden, und er findet meine volle Unterstützung.

Hitoshi Motoshima, Oberbürgermeister von Nagasaki

● Kurz berichtet

Millionen Krabben machen gegenwärtig die Straßen im südkubanischen Naturschutzgebiet Cienaga de Zapata für einen Monat nahezu unpassierbar. Alljährlich wandern die mit großen, kräftigen Scheren bewaffneten Zehnfußkrebse zur Paarung aus den Sümpfen an die nahegelegene Küste. Danach kehren die Weibchen in die Sümpfe zurück, um drei Wochen später zur Eiablage erneut das Meeresufer aufzusuchen.

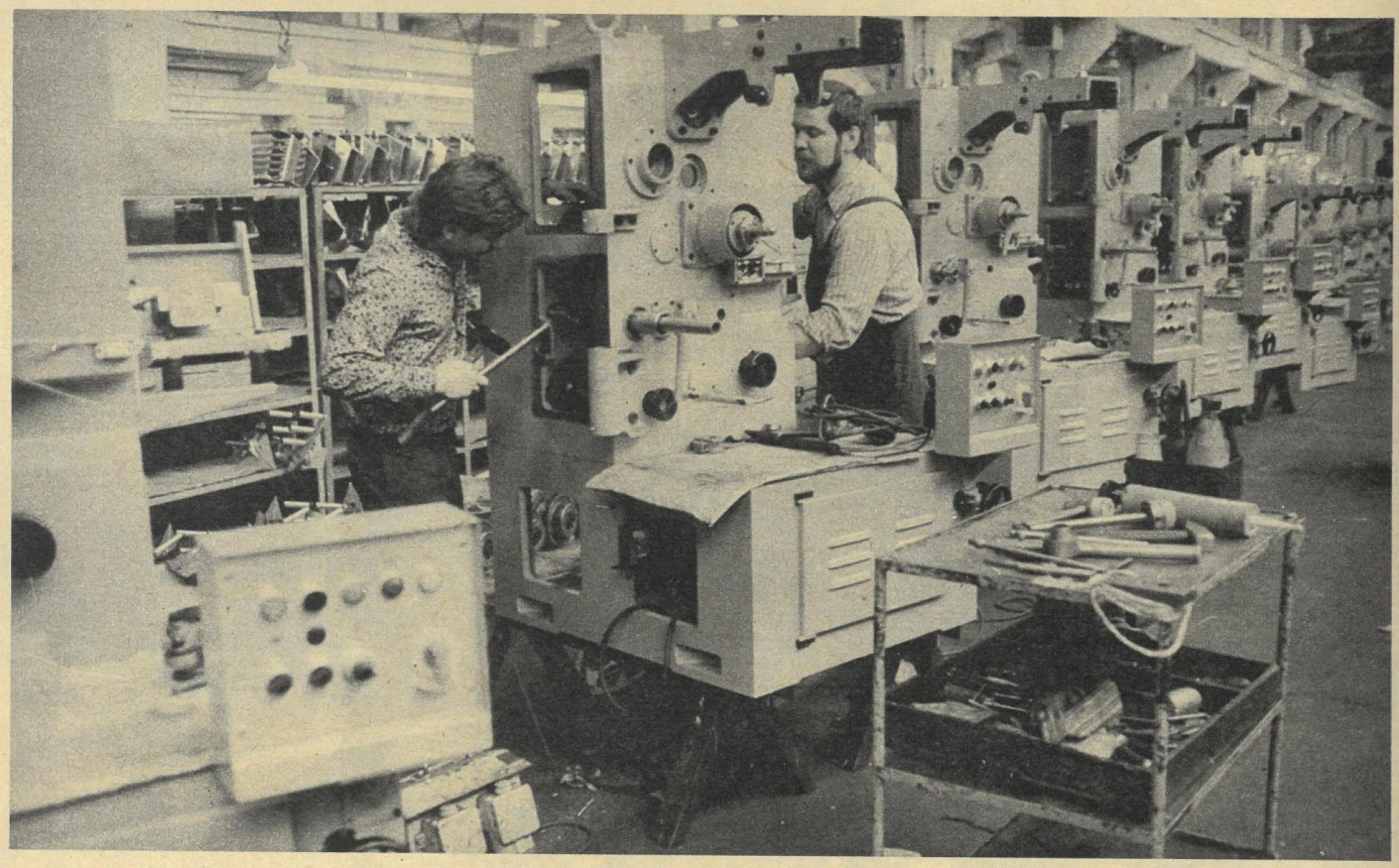
Das Konditorei- und Backwarenkombinat der mongolischen Hauptstadt Ulan-Bator konnte 1986 sein Sortiment um 11 neue Produkte auf insgesamt 65 erweitern. Neben dem täglichen Brot liefert der Großbetrieb jährlich insgesamt 11 500 Tonnen verschiedener Back- und Eierteigwaren sowie 7500 Tonnen Süßigkeiten.

Unter den Küstenbewohnern im Norden Vietnams ist das Stelzenlaufen eine traditionsreiche und populäre Sportart. Schon von klein auf lernen sie, die zwei Meter langen „Beine" zu gebrauchen. Urväter dieses Wettkampfsports sind die Fischer, die auf Stelzen durch die seichten Uferregionen waten.

„Pilsner Urquell" verdankt seine Einmaligkeit neben dem unnachahmlichen Geschmack nicht zuletzt der Tatsache, daß es seine Schöpfer rechtzeitig von Amts wegen als ihre Kreation beglaubigen ließen. Damit wurde 1859 die erste tschechische Schutzmarke überhaupt registriert. Heute verwendet die ČSSR im Außenhandel rund 2100 solcher Markenzeichen.

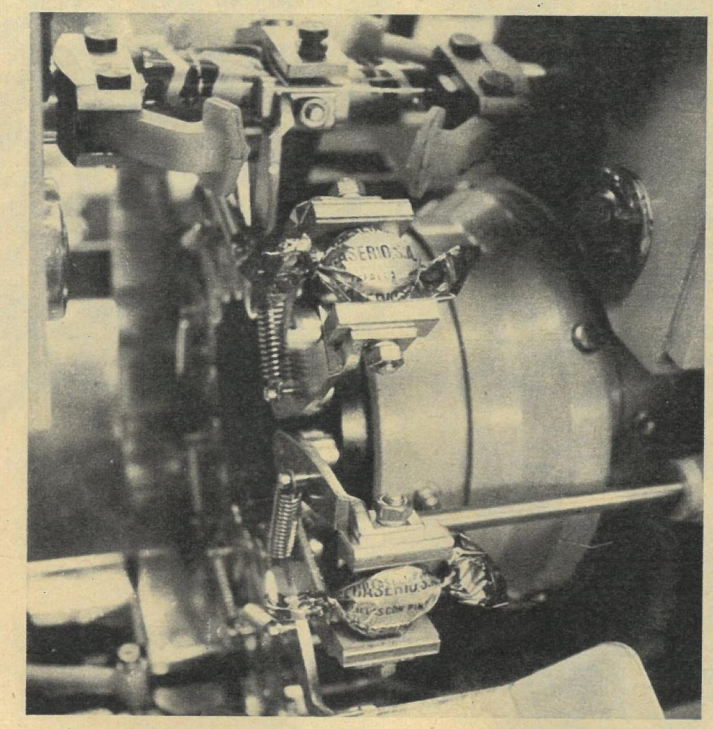
Zum erstenmal in der sowjetischen Bergbaupraxis wurde das Fördergerüst einer Kohlengrube im Gebiet Lwow mit Hilfe eines Hubschraubers rekonstruiert. Statt einiger Tage nahm die Arbeit nur wenige Stunden in Anspruch. 100 000 Rubel wurden eingespart.

Überreste der alten litauischen Hauptstadt Kernave fanden Archäologen 60 km von Vilnius entfernt. Nach Beendigung der Ausgrabungen soll dort ein Freilichtmuseum entstehen.



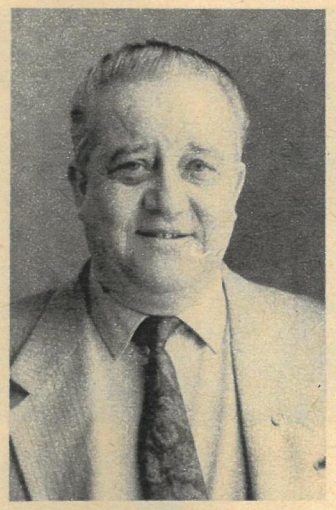
Mehr als ein süßer Traum...

Bonbons handverpackt? Ein nachgerader absurder Gedanke. Maschinen machen das längst viel besser und schneller. Ich stand an ihrer „Wiege" – in der Endmontage des VEB Verpackungsmaschinenbau (siehe Fotos), dem Dresdner Stammbetrieb des Kombinats NAGEMA. Kurz vor meinem Besuch gingen aus der Elbestadt mehrere hocheffektive Verpackungsautomaten auf die Reise in die Sowjetunion. Automaten mit der Bezeichnung EK I. Mit mikroelektronischer Steuerung ausgestattet, wickeln sie je Minute 1300 (!) Bonbons ein, gehören so zu den schnellsten der Welt, zeichnen sich jedoch vor allem aus durch ihre hohe Wirtschaftlichkeit und bewähren sich u. a. auch in Belgien, Großbritannien, Argentinien und den USA. In der Sowjetunion laufen derzeit mehr als 9000 NAGEMA-Verpackungsmaschinen für die unterschiedlichsten Zwecke. Und im Moskauer Süßwarenkombinat „Rot Front", mit dem das DDR-Kombinat seit zwei Jahrzehnten ein Freundschaftsvertrag verbindet, wurden – eben in Erfüllung erwähnten Vertrages – die Prototypen von bisher 25 NAGEMA-Erzeugnissen umfassend getestet. Zum Nutzen der Käufer auf allen Kontinenten. Immerhin ist NAGEMA – rund 21 000 Beschäftigte in 29 Betrieben – das DDR-Kombinat, das leistungsstarke Technik für nahezu alle Bereiche der Nahrungsgüterwirtschaft in breitem Sortiment produziert. Und es gibt kaum etwas, das sich mit NAGEMA-Hilfe nicht



machen ließe: schlachten, wiegen, mahlen, sieben, kochen, backen, grillen, verschließen, verpacken. Oder abfüllen. Vielleicht stille Getränke im Schlauchbeutel? Seit ich NAGEMA-Prospekte studierte, weiß ich, was das ist: Nicht schäumende, nicht sprudelnde Getränke. Beispielsweise Milch. Dieser Muntermacher wird in der Getränkefabrik „Vitoria" am Rande der angolanischen Hauptstadt Luanda allerdings nicht abgefüllt. Dort kommen alkoholfreie Getränke in Flaschen – auf der Grundlage aus der DDR bezogener Konzentrate und Lizenzen. Das Innenleben des Betriebes mit einer Jahreskapazität von 50 000 Hektoliter wird jetzt – nach beendeter Rekonstruktion – u. a. bestimmt durch Maschinen und Anlagen von NAGEMA. Solche stehen auch dort, wo weit weniger stille Getränke produziert werden: in zahlreichen Brauereien Kubas. Ohne Hilfe des DDR-Kombinats wäre auch die Inbetriebnahme der größten Brauerei Lateinamerikas, die in der kubanischen Provinzhauptstadt Camagüey entstand, nicht möglich gewesen. Doch NAGEMA kann weit mehr. Es liefert komplette Getreidemühlen ebenso wie Anlagen für Großküchen. Von letzteren profitiert die Jubiläumsstadt Berlin. Das merken die Mitarbeiter der Deutschen Staatsoper und des Friedrichstadt-Palastes ebenso wie Ärzte, Schwestern und Patienten der Charité oder die Besucher im Sport- und Erholungszentrum. Und bald wird den internationalen Gästen im neuen Grand-Hotel auf der Friedrichstraße auf der Zunge zergehen, was Kochkunst mit NAGEMA-Technik an kulinarischen Freuden zaubert. Anlagen zur Herstellung von Schokolade gehören ebenfalls zum NAGEMA-Programm. So die Konticonche 420. Über ihren Wert äußerte sich einer, der's wissen muß: Hansjörg Merz von den Sarotti-Werken in Berlin (West). Geben wir ihm gewissermaßen das Schlußwort: „Als Weltfirma lassen wir uns bei unserer Investitionspolitik auf keinerlei unwägbare Risiken ein. Wenn wir uns trotzdem zum Kauf einer Konticonche 420 entschieden, geschah das aus der Überzeugung heraus, damit ein Qualitätserzeugnis erworben zu haben. Die bisherigen Erfahrungen mit der Maschine geben uns recht. Sie produziert stabil und kontinuierlich im 24-Stunden-Rhythmus..."

Horst Goldschmidt (Text)
Detlef Christel (Fotos)



Experten aus 95 Ländern

Auskünfte für FREIE WELT gab Helmut Oppermann, Stellvertreter des Staatssekretärs für Berufsbildung.

In diesen Tagen reisen aus Ländern rund um die Welt Experten nach Berlin – zum UNESCO-Weltkongreß für Berufsbildung. Welches Anliegen hat dieses Treffen in unserer Hauptstadt?

Es wird sich, entsprechend einem Beschluß der 23. UNESCO-Generalkonferenz in Sofia, dem generellen Problem der beruflichen und technischen Bildung widmen. Wir erwarten rund 300 Teilnehmer und Beobachter aus etwa 95 Ländern sowie von 20 internationalen Organisationen. Die zehntägigen Beratungen vom 22. Juni bis 1. Juli dienen vorrangig dem Ziel, weltweit gewonnene Erfahrungen bei der Entwicklung und Verbesserung der Berufsbildung auszutauschen sowie die internationale Zusammenarbeit auf diesem Gebiet zu verstärken.

Worauf führen Sie es zurück, daß die DDR mit der Organisation des Kongresses betraut wurde?

Die Vergabe dieses ersten Berufsbildungskongresses der UNESCO an unser Land beruht, nach unserer Überzeugung, auf einer zweifachen Grundlage: Zum einen würdigt der Entschluß das bisherige aktive und konstruktive Mitwirken unserer Vertreter der Berufsbildung in dieser UNO-Spezialorganisation. Zum anderen zeugt er von der Anerkennung der jahrzehntelangen erfolgreichen Arbeit auf diesem Gebiet in unserem Land…

Welche Aktivitäten, welche Resultate unserer Berufsbildung haben, nach Ihrer Meinung, für das internationale Ansehen ein besonderes Gewicht?

Von der Vielzahl überzeugender Fakten und Zahlen möchte ich nur einige nennen: Allein seit 1980 schlossen in der DDR mehr als 1,2 Millionen Lehrlinge, qualifiziert in etwa 300 Facharbeiterberufen, ihre Ausbildung ab. Rund 156 000 Lehrkräfte, Erzieher sowie Lehrmeister und Lehrfacharbeiter bilden in den 965 Berufsschulen und 3600 Ausbildungsstätten derzeit rund 406 000 Facharbeiter heran. Das in der Verfassung der DDR garantierte Recht, einen Beruf zu erlernen und zum Abschluß der Berufsausbildung einen Facharbeiter-Arbeitsplatz zu erhalten, ist vollständig verwirklicht…

Bleibt zu fragen: Können andere Länder einen Nutzen daraus ziehen. Zum Beispiel Länder mit anderer Gesellschaftsordnung beziehungsweise solche, die über geringere materielle Möglichkeiten verfügen?

Eines der wichtigsten Ziele der UNESCO besteht in der Verbesserung und Verstärkung des internationalen Meinungs- und Erfahrungsaustausches. Gleichfalls spielt dabei die konkrete Unterstützung für die Entwicklungsländer eine große Rolle. Wir bringen, wie die übrigen sozialistischen Länder auch, unsere umfangreichen Erfahrungen und engagierten Aktivitäten in diese Arbeit ein. So erarbeiten wir eine Reihe spezieller Studien für die UNESCO, unter anderem zur Erwachsenenqualifizierung, zur Einbeziehung von Mädchen und Frauen, um einen Beruf zu erlernen, zur Planung und Leitung der Berufsbildung sowie weiteren Themen…

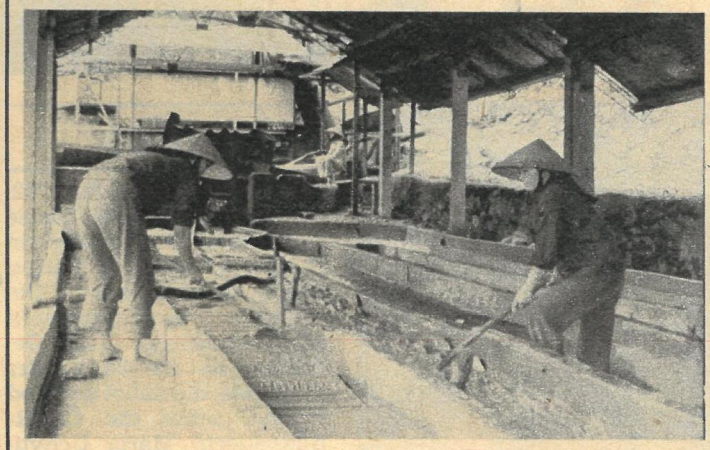
Das ist, sagen wir mal, eine Förderung auf theoretischem Gebiet. Welchen Umfang hat die unmittelbare, praktische Unterstützung?

Ganz im Sinne der UNESCO-Programme unterstützt die DDR viele Entwicklungsländer beim Aufbau nationaler Bildungssysteme. Seit 1970 erhielten beispielsweise über 80 000 Bürger aus anderen Staaten eine berufliche Grund- oder Weiterbildung in der DDR. Gegenwärtig bekommen rund 3500 Bürger aus 35 Ländern bei uns die Grundlagen für einen Beruf vermittelt beziehungsweise sie werden weiter qualifiziert. Gleichzeitig wirken Fachkräfte aus unserer Republik in verschiedenen Ländern Afrikas, Asiens und Mittelamerikas daran mit, berufliche Ausbildungsstätten aufzubauen sowie Berufsbildungsprogramme und -methoden zu entwickeln.

Interview: Helmuth Pelzer

Ehrung

Berlin, am Kastanienwäldchen: Zentrales Haus der DSF. Hier wurden in diesen Tagen 58 Jugendkollektive geehrt, die beispielhafte Leistungen zur Vertiefung der Zusammenarbeit zwischen der DDR und der UdSSR vollbrachten. Die Auszeichnung mit der Ehrennadel der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft in Gold und Silber sowie der Ehrenschleife des Zentralvorstandes (unser Foto: Vertreterinnen der Jugendbrigade „Valentina Tereschkowa" vom VEB Jenapharm) nahm Präsident Erich Mückenberger vor. In einer Ansprache bezeichnete es das Mitglied des Politbüros des ZK der SED als wichtigste Aufgabe der Gegenwart, den Untergang der Menschheit in einem nuklearen Inferno zu verhindern und der Welt eine friedliche Perspektive zu sichern. An der Veranstaltung nahmen der 1. Sekretär des FDJ-Zentralrates, Eberhard Aurich, und der Leiter des Amtes für Jugendfragen beim Ministerrat, Hans Sattler, teil.



Förderung

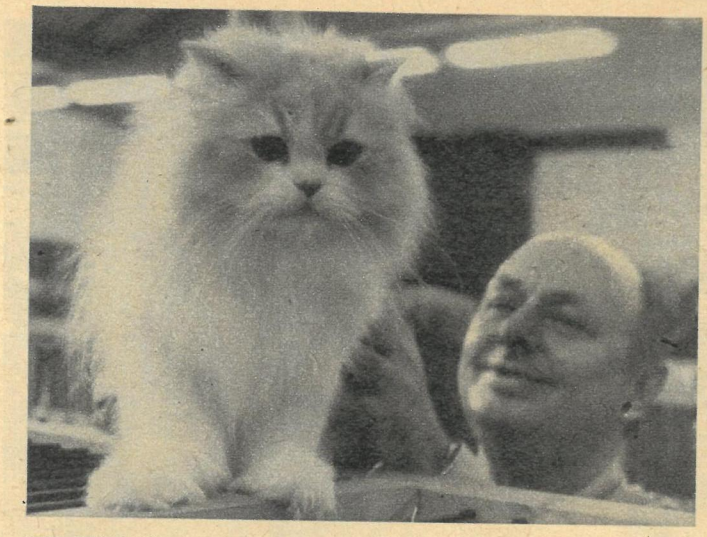
Blick in die Sieb- und Waschanlage des Zinnkombinates Nghe Tinh in der gleichnamigen vietnamesischen Provinz. Mit dessen Gründung begann die Ausbeutung eines volkswirtschaftlich bedeutenden Vorkommens. Seine Erkundung und der probeweise Aufschluß eines kleineren Tagebaues war bereits 1979 mit sowjetischer Unterstützung eingeleitet worden.

Aufführung

Shenja und Borja sind Schüler an der 123. Mittelschule in Moskau. Hier wird ab 4. Klasse auch Theater- und Schauspielkunst gelehrt. Das Experiment begann vor sieben Jahren. Als Examen findet jeweils eine Aufführung auf der Schülerbühne statt. Daneben treten die Jungen und Mädchen auch in Kino- und Fernsehfilmen auf.

Restaurierung

Das historische Prag ist in der Kur. So wird u. a. die bekannte Teinkirche, um 1365 erbaut, umfassend restauriert. Zur Zeit arbeiten die Steinmetze Dana Vanatkova, Sarka Spurova und Miroslav Latta auf der Galerie der Kirchtürme. Von hier aus haben sie einen weiten Blick auf den Altstädter Ring mit dem Altstädter Rathaus (links) und der barocken St. Nikolaus-Kirche (rechts). Letztere wird gegenwärtig ebenfalls restauriert. Ihre achtzig Meter hohen Türme prägen das Panorama.

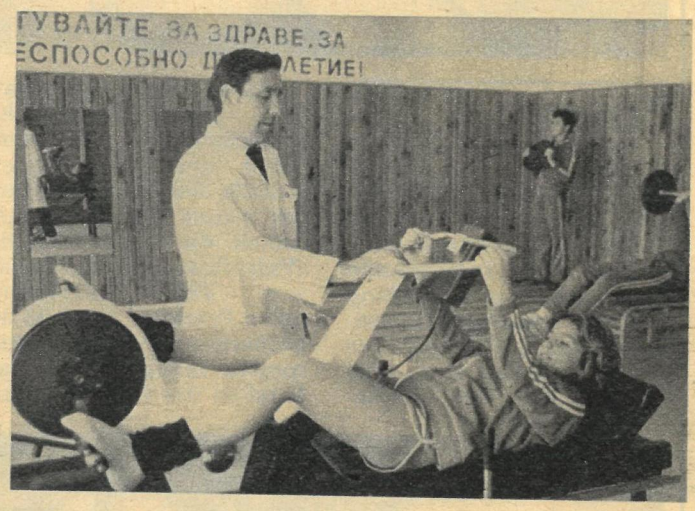


Haariges

Dieser Perserkater war Star einer internationalen Katzenschau in Prag, auf der 600 vierbeinige Streicheleinheiten um die Gunst des Publikums schnurrten. Weiße Perser werden mit blauen, orangefarbenen oder gelben Augen gezüchtet. Tiere dieser Rasse mit ungleicher Augenfarbe, einem blauen und einem gelben, erlebten erst 1968 ihre offizielle Anerkennung. Die Urahnen unserer Hauskatze sind zuerst auf dem afrikanischen Kontinent zu suchen.

Sportliches

Donio Donew ist Mitarbeiter im Gesundheits- und Erholungszentrum der Sportvereinigung Lewski-Spartak in Sofia. Wer sich hier betätigen will, unterzieht sich zunächst einer medizinischen Begutachtung, um sich dann raten zu lassen, was – entsprechend Alter und Gesundheitszustand – das Beste sei. Im Erholungsbereich komplettieren Sauna, Unterwassermassage-Raum und Schönheitssalon die Einrichtung.

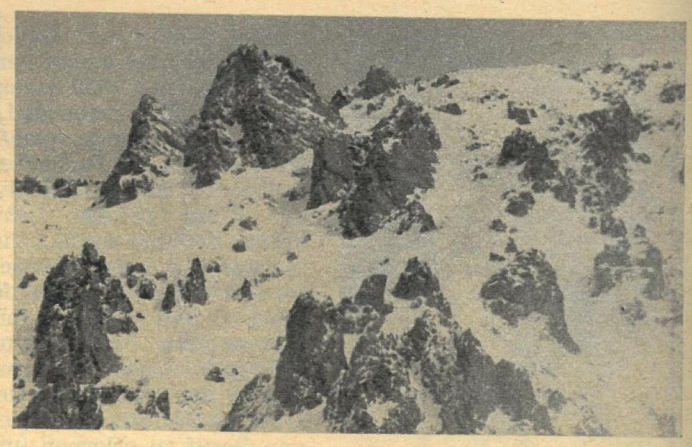


Mahnendes

Vor 45 Jahren, im Juni '42, wurde das tschechische Dorf Lidice von deutschen Faschisten dem Erdboden gleichgemacht, seine Bewohner niedergemetzelt oder verschleppt. Zum Gedenken an die 82 Kinder des Ortes, die dabei den Tod fanden, schuf die ČSSR-Bildhauerin Maria Uchytilová eine große Figurengruppe, die auf einer Wiese des ehemaligen Dorfes aufgestellt werden soll. Mit Hilfe erhalten gebliebener Fotos vermochte die Künstlerin, die seit 15 Jahren am Denkmal arbeitet, den einzelnen Figuren so individuellen Ausdruck zu geben, daß Mütter, die Lidice überlebten, in ihnen ihre ermordeten Kinder erkannten.

Wolliges

Produkte von „Zwoltex", Textilbetrieb im polnischen Zduńska Wola, erfreuen sich nicht nur auf dem Binnenmarkt einer regen Nachfrage. Neben Decken (Foto) und Wandbehängen entstehen hier aus Baumwolle vor allem Handtücher in ungewöhnlichen Designes. Die Jahresproduktion beträgt für 1987 acht Millionen Stück. Nahezu die Hälfte davon ist für den Export bestimmt. Die Kunden finden sich u. a. in Kanada, Frankreich und Finnland.



Sommerliche Skifreuden

In der Nachbarschaft von Medeo verspricht ein Skiparadies einmal genauso berühmt zu werden wie die bei Hochleistungssportlern und Touristen gleichermaßen beliebte „Rekordfabrik" des Eisschnellaufs. Sieben Kilometer bergauf und mit bisweilen 40 Prozent Anstieg führt eine Asphaltstraße praktisch in die nächste Etage des Tientschan – nach Tschimbulak. Dort war bis vor kurzem, bis Ende Mai, offizielle Skisaison, aber noch weiter oben auf dem Plateau erstreckt sich ein Gletscher, auf dem sich „unverbesserliche" Skihasen 365 Tage im Jahr nach Herzenslust tummeln können. Für dieses exklusive Vergnügen braucht niemand tief in die Tasche zu greifen. Die Reise von Medeo ins Paradies kostet 30 Kopeken, die ganztägige Benutzung der drei Schlepp- und zwei Sesselifts ganze drei Rubel. Ein Hotel ist entstanden, in dem zu übernachten alpine Rennläufer von Weltklasse, Skitouristen und Wochenendgäste das gleiche Recht haben. Tschimbulak präsentiert eine der höchstgelegenen Abfahrtsstrecken der Welt. Sie führt vom Prival-Grat in 3200 m Höhe über 3,2 Kilometer bis unmittelbar vor das 2300 m hoch gelegene Hotel. Länge, Höhenunterschied und Maximalgefälle entsprechen allen internationalen Standards, was für die jeweils zwei Spezial- und Riesenslalompisten gleichermaßen zutrifft. Nach Inspektion gab der österreichische FIS-Delegierte Spieß der Tschimbulak-Abfahrt den Status einer FIS-A-Strecke, was sogar die an Skizentren in großer Höhe gewöhnten US-Amerikaner bewog, zur Sommerzeit in Tschimbulak zu trainieren. Die Mehrzahl der Anlagen kann auch von nicht allzu perfekten Skiläufern benutzt werden, „denn wir präparieren die Strecken mit verschiedenen Schwierigkeitsgraden, also kommt niemand zu kurz", sagt der 38jährige Objektdirektor Sulejew Sheaken. Die schneebedeckte Bergwelt des Tientschan offenbart sich rund um Tschimbulak wie im Märchen. Und in mehr als 3000 Meter Höhe nehmen die Leute Sonnenbäder, wobei sie auf ihre Haut ebenso achtgeben müssen wie an glutheißen Hochsommertagen an der See.

Manfred Hönel

Ein neues Kinderspiel

Am 18. Juni (1. Juli) füllen eine halbe Million Menschen die Straßen Petrograds. Der amerikanische Journalist Albert R. Williams ist begeistert: „Dieser Zug war mehr als der bloße Ausbruch eines Gefühls. Er war eine unerbittliche Prophezeiung, seine Banner verkündeten: ‚Die Betriebe den Arbeitern! Den Boden den Bauern! Friede der ganzen Welt! Nieder mit dem Krieg! Nieder mit den Geheimverträgen! Nieder mit den kapitalistischen Ministern!'" Diese Demonstration steht unter einem besonderen Vorzeichen. Einberufen wurde sie von den Menschewiki und den Sozialrevolutionären, gedacht war sie als Machtprobe gegen die Bolschewiki. „Jetzt werden wir alle sehen, mit wem die Mehrheit geht, mit uns oder mit euch", rief der menschewistische Minister Zereteli auf dem Sowjetkongreß den Bolschewiki zu. „... das ist ein Wettkampf in offener Arena. Morgen werden wir sehen!" Lenin und seine Mitkämpfer nehmen die Herausforderung an. Mit einem ungewöhnlichen organisatorischen Geschick nutzen sie die wenigen Stunden vor dem 18. Juni, um eine regierungsamtliche Demonstration in ihr Gegenteil zu verkehren. Zereteli und Co. sehen nun mit Entsetzen, daß inmitten Tausender roter Fahnen und bolschewistischer Losungen die wenigen regierungsfreundlichen Transparente eingerollt werden. Die Demonstrationen in Moskau, Kiew, Minsk und anderen Städten nehmen den gleichen Verlauf und werden zum Wendepunkt in der Geschichte der Revolution. Erstmals bestätigt sich, daß die Bolschewiki, wie ihr Name sagt, auch auf den Straßen die Mehrheit stellen können. Dieser Sieg verführt Lenin jedoch nicht zur Annahme, daß die Machtfrage nun zugunsten der Bolschewiki gelöst ist. Die Hauptstadt ist nicht das ganze Land, mahnt er. Die bolschewistischen Losungen sind so populär, daß ein neues Kinderspiel entsteht: Zehn Steine werden ausgelegt und mit anderen Steinen als Wurfgeschosse aus einem vorgezeichneten Feld herausgeschlagen. Jeder gelungene Wurf wird mit dem Ruf quittiert: „Nieder mit den zehn kapitalistischen Ministern!" – „Die Demonstration", so Lenin, „wurde zu einer Manifestation der Kraft und der Politik des revolutionären Proletariats...".

Hans Bergmann

Entdeckung der Verschollenen

Meine Augen brauchen einige Zeit, um sich an das gedämpfte Bühnenlicht im Großen Saal des Hauses der Sowjetischen Wissenschaft und Kultur in Berlin zu gewöhnen. Michail Jurowski bereitet mit Sängern und Solistenensemble des Moskauer Musiktheaters „Stanislawski/Nemirowitsch-Dantschenko" die konzertante Wiederaufführung der Oper „Quintus Fabius" von Dimitri Stepanowitsch Bortnjanski (1751–1825) vor. Der Dirigent (Foto unten mit der Sopranistin Larissa Stanko) ist kein Mann der großen Gesten, der lauten Töne. Konzentriert lauscht er den Künstlern, unterbricht sie nicht in ihrem Vortrag. Erst am Schluß lobt er. Oder feilt weiter an Passagen, die ihm noch nicht so gelungen erscheinen – geduldig, einfühlsam, immer pianissimo. – Bortnjanski war Leibeigener des Grafen Scheremetjew, der sein musikalisches Talent erkannte. 1769 durfte er dem italienischen Komponisten Baldassare Galuppi nach Italien folgen. Zehn Jahre lebte er dort – nicht erfolglos. Am 26. Dezember 1778 wurde seine Oper „Quintus Fabius" im Hoftheater des Herzogs d'Este in Modena uraufgeführt: In Vorwegnahme des Grundkonflikts aus Heinrich Kleists „Prinzen von Homburg" siegt der Heerführer Quintus Fabius mit seinen Soldaten in einer Schlacht. Der Diktator allerdings hatte den Befehl zum Angriff noch nicht gegeben. Den heißblütigen Heerführer, der da nach Lorbeeren gegriffen hatte, die nur dem Herrscher zukommen, erwartet harte Strafe. Tragische Geschichte einer Familie, die zugrunde geht. Tragische Geschichte aber auch eines Volkes, das blind gehorcht, ohne die Folgen zu bedenken. – Noch vor fünfzehn Jahren galt die Oper als verschollen. Bis sie durch einen Zufall in einem Archiv in Großbritannien gefunden wurde. Die sowjetischen Musikwissenschaftler Irina Jordan und Juri Kirkor nahmen sich der Bruchstücke an und schufen die heutige Fassung. Seit längerer Zeit entdecke man russische Musik vor Entstehung der russischen Nationaloper. Sie sei der Aufarbeitung wert, sagt mir Michail Jurowski während einer Probenpause. Das Besondere an „Quintus Fabius" bestünde darin, daß es Bortnjanski gelang, melodische Elemente der russischen Volksmusik mit der Formenstrenge der italienischen Opera seria zu verschmelzen. So sei eine musikalische Qualität entstanden, die Künstler und Publikum gleichermaßen fasziniere. Nicht ohne Anlaß stand die Wiederaufführung gerade am 5. Juni auf dem Programm. Nicht ohne Grund waren die Mitwirkenden gerade Künstler des „Stanislawski/Nemirowitsch-Dantschenko" Musiktheaters und ein Darsteller aus der Komischen Oper Berlin. Vor 40 Jahren, am 5. Juni 1947, überreichte Major Alexander Dymschitz im mit Baugerüsten versehenen Zuschauerraum dem Intendanten Walter Felsenstein die Lizenz-Urkunde für die Komische Oper. Fast genauso lange sind das Moskauer Theater und das Haus in der Behrenstraße Partner. – Die Oper „Quintus Fabius" beschloß das mit Sensibilität ausgewählte Repertoire der „II. Glinka-Festspiele" im Haus der Sowjetischen Wissenschaft und Kultur zu Ehren der 750-Jahr-Feier Berlins.

Claudia Petzold

● Gut gesagt

Das Denken ist eine Waffe. Man ist verpflichtet, sie sauber zu halten.

Imre Horvath, Schriftsteller, Rumänien

● Am Rande

Der erste Würfelzucker der Welt wurde 1841 in der Zuckerfabrik Dacice in Südböhmen hergestellt. Es gab ihn in Weiß und Rosa sowie in zwei Größen. Von hier aus gelangte die sensationelle Produktion nach Bayern, nach Großbritannien und schließlich um die ganze Erde. – Ein süßer Wanderbursche.

● Persönliches

Rund 1100 Briefkästen erwarten den ungarischen Postboten Sandor Hajnal, wenn er seine etwa 80 km lange Tour zu den Einzelhöfen und Siedlungen in der Puszta bei Kecskemet antritt. Der jetzt motorisierte Postillon fuhr früher diese Strecke mit dem Fahrrad. Er versorgt seine Kunden auch mit Brot und Milch.

Der lettische Ingenieur Rainas Purins sammelte Beschreibungen, Zeichnungen und Fotos von über 400 Windmühlen, die teilweise nicht mehr existieren. Mehrere dieser Objekte wurden nach seinen Unterlagen naturgetreu wiederhergestellt.

Ohne ein Gramm Kunstdünger zog der serbische Bauer Vukusin Simic auf einem sonnigen Standort und durch gute Bewässerung einen Blumenkohl, der 5 Kilogramm auf die Waage brachte.

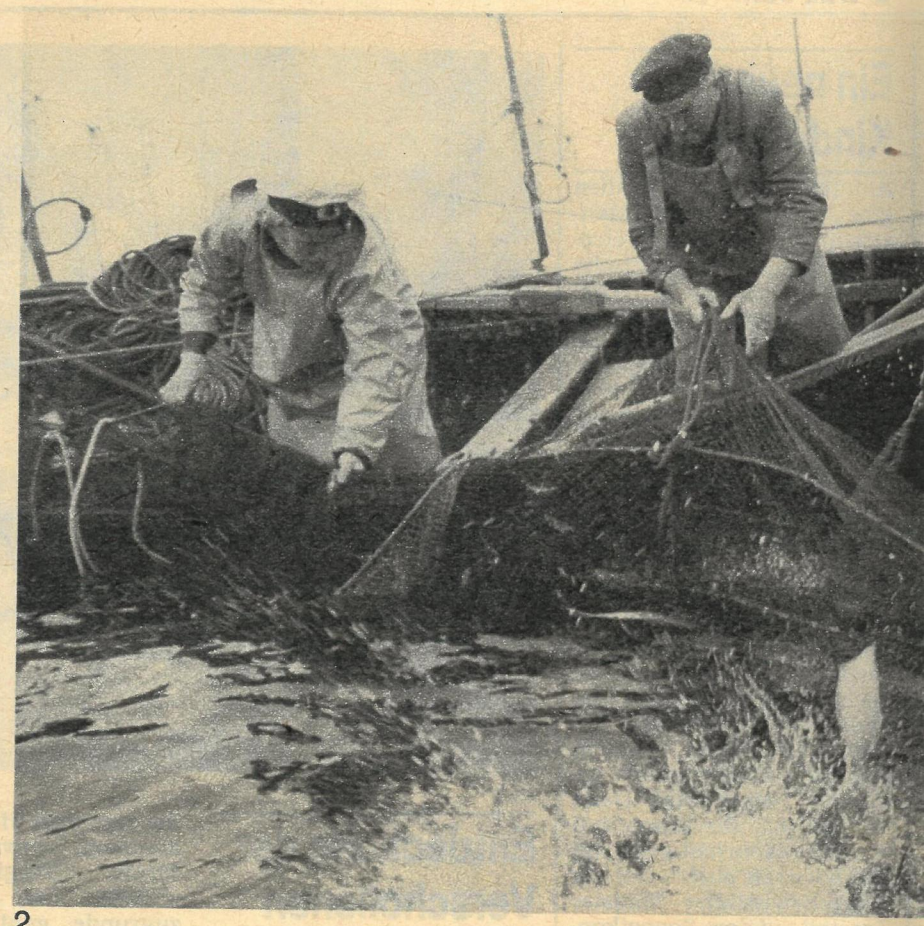
Der in Sofia lebende 75jährige Peter Papakotschew ist einer der Alt- und Großmeister der Porträtfotografie. Sein Atelier besuchten fast alle Vertreter der bulgarischen Kunst und Kultur sowie berühmte ausländische Musiker und Schauspieler.

Redaktion: Horst Goldschmidt; Fotos: ADN-ZB/ČTK (3)/BTA, CAF, TASS, V. Findeis, F. Wegner (3), L. Willmann (2), A. Paszkowiak, D. Christel; Vignette: D. Schüler

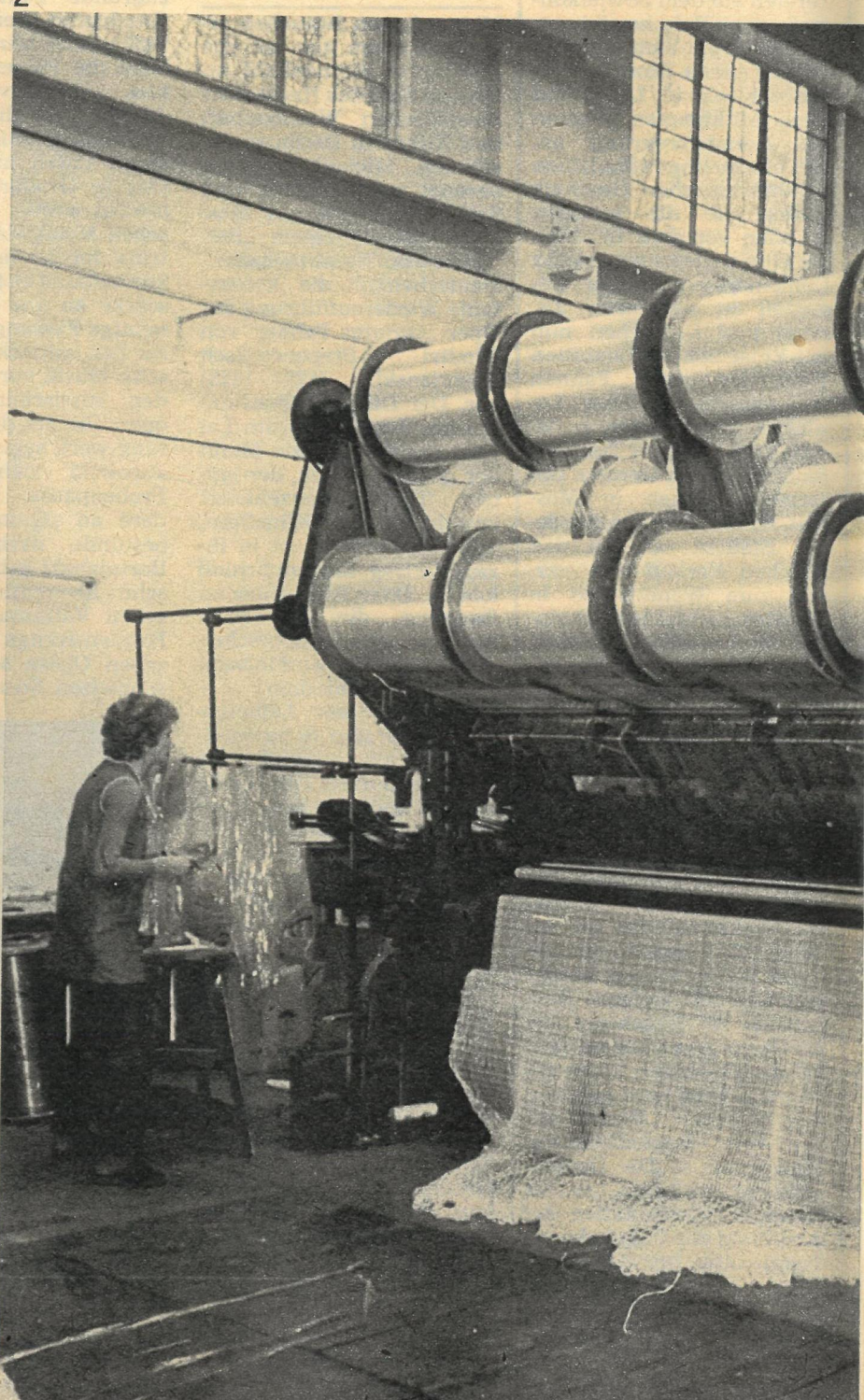
Mini-Maschen & Maxi-Maschen

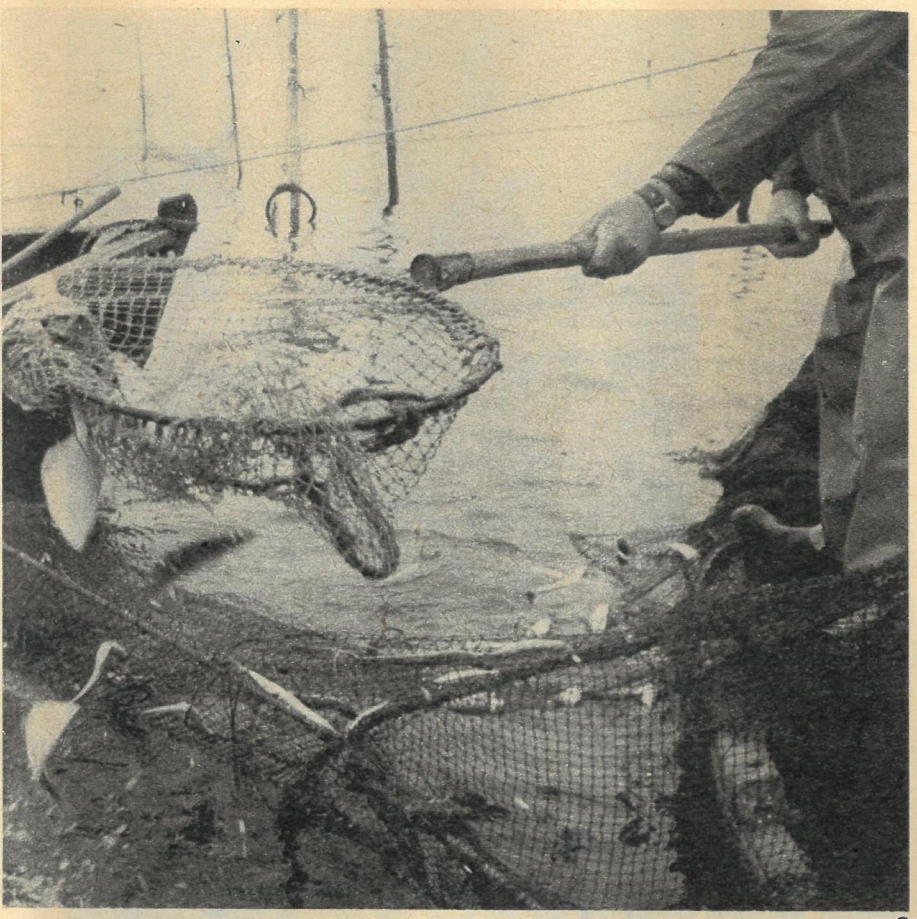
Über Knoten, Knüpf- und Wirkmaschinen, über Netz- und Seilwerk, Netzwerker und Netzbauer — im Binnenland und an der Küste. Eine Betrachtung in Wort und Bild von Helmut Pelzer und Lothar Willmann

1

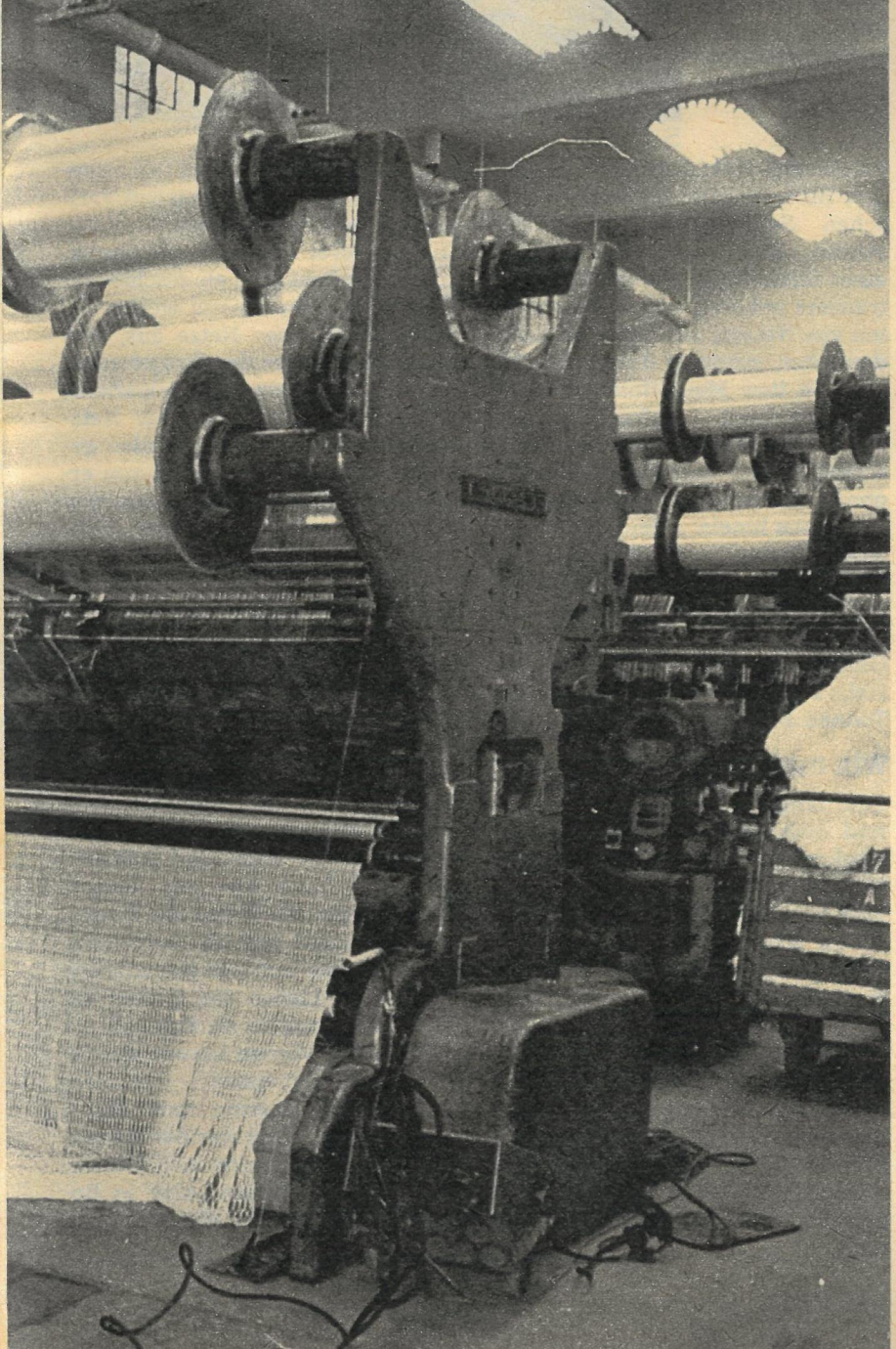


2





3



1 „Fischernte“ aus der Reuse – Rügener Fischer während der Heringssaison.

2 Frauen am Netz – Qualitäts-Endkontrolle des Netztuches im Werk Heidenau.

3 Maschen & Knoten – Netzknüpfen, maschinell; Fasern liefert die Chemie.

4 Netzbau von Fischerhand – aus mehreren „Steertblättern“ wächst der Steert.

Wie kam das Netz in unser Leben? Einschlägige Geschichtswerke und Erfinderlexika schweigen sich darüber aus. Folglich bleibt Raum für eine Hypothese. Nehmen wir also an, daß es so gewesen ist: Einer unserer Vorfahren verbrachte einen lieben-langen Tag am Wasser, um mit Lanze, Dreizack oder Pfeil fette Fische zu stechen. Er war ein geschickter Wild- und Fischjäger. Aber an jenem Tag wollte ihm nichts glücken... Resigniert und mißmutig trollte er sich heimwärts zu Hütte und Sippe, wohl wissend, daß ihn sein Weib (man lebte ja damals im Matriarchat) mit gehöriger Schelte empfangen würde. Da, auf einmal, gewahrte der Mann etwas Wunderbares: Zwischen den Zwei-

4

Mini-Maschen & Maxi-Maschen

gen eines hohen Strauches glitzerte ein haarfeines, filigranes Gespinst im schrägen Sonnenlicht, und – ein bunter Schmetterling plus zwei dicke Fliegen zappelten darin. Eine Spinne hatte das Netz geknüpft, für ihre nächste Mahlzeit… Vielleicht kam der Mensch auf diese Weise zu der Idee, gleich listig wie die Spinne seine Nahrung zu erjagen – Wild und Fische, gefangen im Netz: Erfindung nach dem Patent der Natur! Ebenso revolutionierend für den Fortschritt der Menschheit wie das Erfinden der Metallschmelze, der Schrift, des Hebels, Rades oder Segels. All das war ehedem zwischen Vorderem und Hinterem Orient „erfunden" worden, woraus zu schließen ist, daß auch das Netz aus diesen geografischen Breiten stammt. Der Mensch, einmal das Netz in die Hand bekommen, sollte es fortan nimmermehr verlieren.

Netz für Tod – und Leben

Fangen und Festhalten, das war, ist und bleibt die Grundfunktion des Netzes. Indessen zeigen antike Darstellungen, daß das Netz nicht allein Jägern und Fischern zum friedfertigen Gebrauch diente. Spätestens die alten Griechen und Römer setzten es in ihrem Arsenal als wirksame Waffe ein: Fangnetz gegen enternde Feinde zu Wasser oder aufgelauerte Gegner zu Lande. Des weiteren gehörte zu Lanze, Schleuder, Schwert und Dolch des Legionärs oder Gladiatoren unbedingt – was Monumentalfilme gewöhnlich mit Behagen demonstrieren – das Kampfnetz. „Das Netz auswerfen tut's nicht allein!" sagt ein Sprichwort. Nein, man mußte den vom Netz Umstrickten, dadurch Wehrlosen, obendrein den Garaus machen!
Wenden wir uns deshalb von dieserart Mißnutzung der grundguten Sache ab (im übrigen erging es vielen Erfindungen in der Menschheitsgeschichte nicht anders). Schauen wir lieber hin zu einem der stolzen Windjammer, wie sie mit windgebauschten Segeln die Meere befuhren: Vorn ragt der Klüverbaum, an dem das Tauwerk der Vorsegel befestigt ist, weit über den Bug hinaus. Unterm runden, langen Holz ist das Klüvernetz gespannt – als Arbeits- und Schutznetz für die Seeleute beim Hantieren am „Vorgeschirr" des wogenfurchenden Seglers. So was gefällt uns schon besser! Zumal wir gleich noch erfahren werden, daß Netze bis heute für adäquate nützliche Zwecke geknüpft werden – als Fang und Schutznetze für Hochseilartisten oder Arbeits- und Sicherungsnetze für Hochbauer an ihren turmhohen Gerüsten.

Ein Netz-Werk für Netzwerk

Wir hatten uns übers Fernsprechnetz mit Rolf Halbich und Werner Franke verabredet, fuhren übers Straßen- und Autobahnnetz nach Heidenau, überquerten an Spree und Elbe das Wasserstraßennetz sowie mehrfach Strecken des Schienennetzes. Von solcherart Netzen, lediglich Adaption des Stammwortes NETZ, soll hingegen nicht die Rede sein, sondern – – – Mehrere hundert Kilometer entfernt von Meer und Küste, verschiedenenorts sogar weit in den Bergen, rattern die Knüpf- und Wirkmaschinen der Netzwerker. Wir sind, beim Verfolgen unseres Themas, in den VEB Vereinigte Netz- und Seilwerke Heidenau gekommen: Hauptproduzent für Netze und Seile in unserem Land. Vom klugen „Herrn Meyer" schon vorher ins Bild gesetzt, daß es sich bei Netzen um „durch Flechten und Knoten hergestellte Maschenwerke" handelt, weiteten Rolf Halbich, der Betriebsdirektor, sowie Werner Franke, Werkleiter im Stammwerk Heidenau, noch unseren Blick: Das Netz von 46 Produktionsstätten und 413 Heimarbeitsstellen der Vereinigten Netz- und Seilwerke erstreckt sich über sechzehn Kreise in fünf Bezirken der DDR; das Produktionsprogramm reicht von der fadendünnen Skalenschnur für Radios bis zu armdicken Festmacherleinen und Schlepptrossen für Hochseeschiffe, vom spinnwebenfeinen Haarschleier bis zu weitmaschigen Fangnetzen für die Hochseefischerei…
Summa summarum: Der Mensch ist umstrickt von Seilen und Netzen.
Schon das Baby in der Krabbelbox blickt auf – und schaut durchs Netz. Unzählbare Millionen Tonnen von Obst, Gemüse, Kartoffeln in Netzbeuteln verpackt (die Heidenauer produzieren allein davon jährlich rund 750 Millionen Stück) schleppen die Leute in Einkaufsnetzen aus den Läden nach Hause, und das dehnbare Mini-Netz ist darunter der Clou. Wäsche wirbelt im Waschautomaten – das Wäschenetz sorgt dafür, daß dies schonend geschieht. Wurst kocht im Fleischerkessel, vom Kesselnetz geschützt. Oder was wäre „König Fußball" ohne die bejubelten Schüsse – ins Netz? Ohne Netz kein Handball-, Volleyball-, Basketballspiel, kein Tennismatch, keine Rasen- oder Eishockeykonkurrenz (solche Netze fertigen allerdings hauptsächlich die Sponeta-Werker in Schlotheim). Den Heidenauern bleiben zur Produktion jedoch noch Netze ohne Zahl: Ballfangnetze zum Absichern von Sportstätten, Ernteschutznetze für die Landwirtschaft, Abdecknetze und Netzcontainer für das Verkehrswesen, aber auch für SERO; Schutznetze für Bergbau und Industrie, Netze gegen Vogelfraß für Wein-, Obst- und Gartenbau sowie Saatzucht, Tierfangnetze für die Forst- und Jagdwirtschaft, Vogelfangnetze für Wissenschaftszwecke, Netzkäfige für Fischaufzucht und -produktion… Aber vor allem: Netze für die Fischerei – in stillen Binnengewässern wie auf wogender See: vom

Netze und Leinen – für volle Hols: auf Fangplätzen zwischen Rostock und der weiten Welt (Bild 5: Fischereihafen Rostock-Marienehe, am Warnowkai). Netztuch aus Netzwerken im Binnenland – für Fangschiffe auf hoher See (Bild 6: Steertbau auf dem Netzboden des Rostocker Fischkombinats).

5

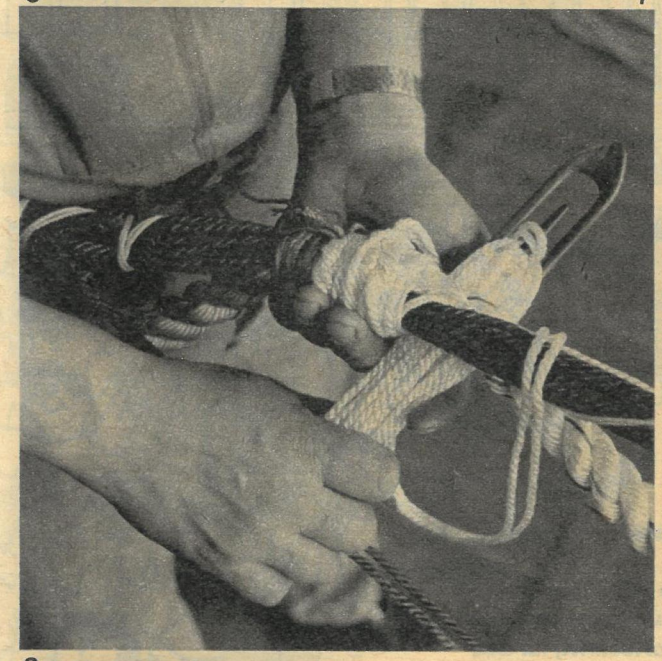
handlichen Netzkescher für Angler und Binnenfischer bis zum gigantischen Schleppnetz für Fabrikschiffe. Zur Standardausstattung eines Stralsunder „Atlantik"-Supertrawlers gehören sechs, sieben Arten von Netzen, und jedes davon in doppelter, mitunter dreifacher Anzahl. In ihre Maulöffnung, die sie sperrangelweit aufreißen (ca. 65 × 65 Meter), um die Fischschwärme zu verschlingen, paßte ohne weiteres ein 20stöckiges Hochhaus hinein. Allein der Steert, jener „Beutel" am Netzende, in dem der Fisch ausweglos gefangen ist, mißt rund fünfzig Meter, rund 300 Meter das gesamte Fanggerät. Glückt den Fischern ein reicher Hol, zappeln fünfzig bis siebzig Tonnen Fische im Steert…

Wie man Netze „vergoldet"

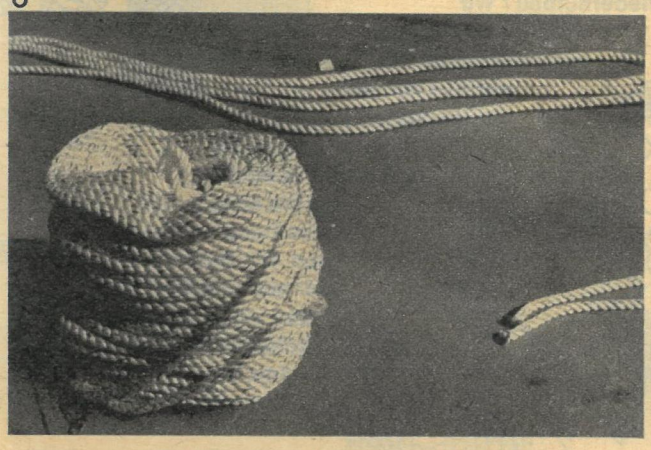
Seit längerem schon wird, welt- und ozeanweit, schonend für den Fischnachwuchs gefischt. Prinzip: Die Jungfische müssen durch die Maschen schlüpfen können, damit sie zu fangwürdigen Fischschwärmen heranwachsen. Dieses ökologisch-ökonomische Vernunftdenken stellt an die Netzwerker beträchtliche Anforderungen: „Die Fischer brauchen ‚maßgeschneiderte' Netze, und das bedeutet, sie verlangen von uns Maschengrößen zwischen vier Millimeter und einskommazwei Meter, letztere für die sogenannten Netzsonden im Vorderteil der Jager-Schleppnetze – insgesamt sind das um die tausend Varianten", sagt Rolf Halbich.
In allen drei Ozeanen – Atlantik, Indik und Pazifik –, eingeschlossen viele ihrer Randmeere, werfen Fischer Heidenauer Netze aus, darunter die Fischer der Sowjetunion, Koreas und Vietnams, Bulgariens, Albaniens und Kubas. Das Netztuch, in sächsischen Gegenden gewirkt, wird – überwiegend von erfahrenen Fahrensleuten – auf den Netzböden von Rostock oder Saßnitz zu einsatzfähigen Schleppnetzen komplettiert (das Fanggerät eines großen Fischereischiffes repräsentiert einen Wert zwischen 50 000 und 100 000 Mark). Nach Produktionshöhe und Sortimentsbreite nehmen die Vereinigten Netz- und Seilwerke Heidenau unter Europas Netz- und Seilproduzenten einen Spitzenplatz ein, insbesondere auch als Exporteur. Früher, lang ist es her, als die Netz- und Seilfaser sozusagen noch aus der Wurzel kam, wurden die Netze aus Baumwolle geknüpft und die Kurrleinen aus Sisal oder anderen Naturfasern geflochten. Ließen die Fischer sie zu Wasser, saugten sie sich voll; sie quollen auf, wurden schwer, mürbe vom Seewasser, rissen… „Ein, zwei Tage, länger konnte man damit nicht fischen. Ewig war der Fischer am Flicken!" erinnert sich Günter Herrman, Netzboden-Leiter in Rostock, fügt jedoch gleich hinzu:

6

7 9



8



7 Laschen mit der Netznadel

8 Netzleinen – Seile, Seile...

9 „Ehret die Frauen! Sie flechten und weben...“ (Schiller).

„Das hat aufgehört, seit es die Polyamidfaser gibt. Heute hält ein Netz ungefähr ein Jahr, falls es nicht zufällig von einem Unterwasserriff zerrissen oder durch andere Einflüsse beschädigt wird.“ – „Als seinerzeit die synthetischen Fasern bei der Netzproduktion wie in der Fischerei ihren Einzug hielten, bedeutete das eine Art ‚Revolution‘“, erinnert sich Netzwerker-Chef Halbich. Eine neue Fischer-Redensart sei damals aufgekommen: „Leichte Netze – schwere Fänge!“ Netzkonstrukteure und Netzwerker blieben indessen beim ersten Schritt nicht stehen; Jagernetze, zuallererst in der DDR konstruiert, verschaffen den Fangschiffen mehr Knoten an Fahrt, vermindern die Fluchtchancen der Schwärme, reduzieren den Treibstoffverbrauch, erhöhen den Fangertrag. Was das Neue daran ist? Anstelle von Netztuch genügen die Jagerleinen vorn am Netz, um den Fischschwarm in die Falle zu scheuchen. Mit solchem Netz- und Seilwerk kann man höchste Ehren erwerben: Messegold und Ausstellungs-Diplome, das Gütezeichen „Q“ und Patente... Wer hätte das wohl gedacht?

Gewinne: 1 × 1987 Mark **1 × 1237**

Großes FREIE WELT 10 000 Mark-Sommerpreis-ausschreiben

Verlost wird außerdem ein Sonderpreis

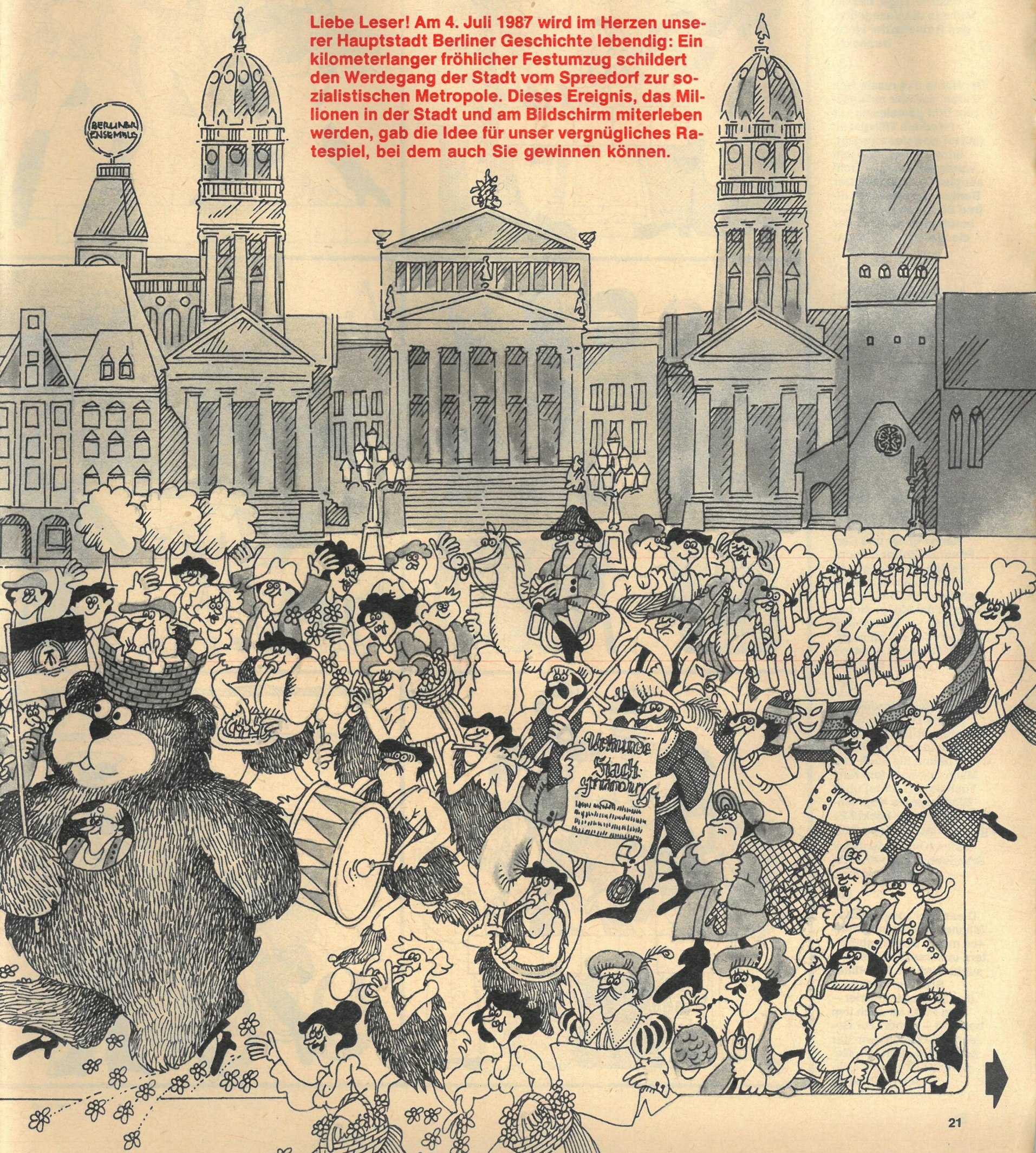
Ein Sparbuch über 551 Mark für ein Baby, das – urkundlich ausgewiesen – am 4. Juli 1987 in Berlin geboren wurde. Seine Eltern melden sich bitte brieflich bei der Redaktion FREIE WELT, 1026 Berlin, Karl-Liebknecht-Str. 29, Kennwort: Berlin-Baby.

Wer waren sie, die Berliner Geschichte machten, die Berlin als Stadt der fleißigen Arbeit, der Forschung, der Künste prägten? Wer kämpfte hier für politischen und sozialen Fortschritt, für den Wiederaufbau? Wir stellten elf Gruppen zusammen, die Sie auf den nächsten beiden Seiten finden. In jeder Gruppe ist ein Name zu suchen, den Sie bitte in das Rätselband eintragen. Die Buchstaben der numerierten Felder, eingesetzt ins Schlußbild rechts unten, ergeben die Lösung. (Ä = AE).

Mark • 7 × 750 Mark • 13 × 750 Groschen

FW - Festumzug zum Ratehaus

Liebe Leser! Am 4. Juli 1987 wird im Herzen unserer Hauptstadt Berliner Geschichte lebendig: Ein kilometerlanger fröhlicher Festumzug schildert den Werdegang der Stadt vom Spreedorf zur sozialistischen Metropole. Dieses Ereignis, das Millionen in der Stadt und am Bildschirm miterleben werden, gab die Idee für unser vergnügliches Ratespiel, bei dem auch Sie gewinnen können.



Großes Sommerpreisausschreiben

①

Gruppenbild mit Baumeistern: Fünf Männer, die sich in der Vergangenheit und Gegenwart in die Berliner Baugeschichte eintrugen. Zwischen Henselmann und Schadow (links), sowie Knobelsdorff und Schinkel (rechts), steht ein Mann unserer Tage, dessen Name in die dazugehörigen Rätselfelder einzutragen ist.

②

Der Name des russischen Zaren, der hier auf unserem Bild gemeinsam mit Friedrich Wilhelm III. (Mitte) Napoleon verjagt, ist zu raten. Nach ihm wurde der Berliner Ochsenplatz umbenannt. Der Berliner Schriftsteller Alfred Döblin schrieb einen berühmten Roman über diesen Platz im Herzen der Stadt.

③

Auf ihre Ideen, ihre Arbeit, ihren Kampf gründet sich die Entwicklung unseres Landes und seiner Metropole. Die wenigen Fotografien, die von ihnen existieren, sind uns vertraut. Eine U-Bahn-Station an der Volksbühne ist nach der Frau benannt, deren Namen wir in die Buchstabenleiste eintragen müssen.

④

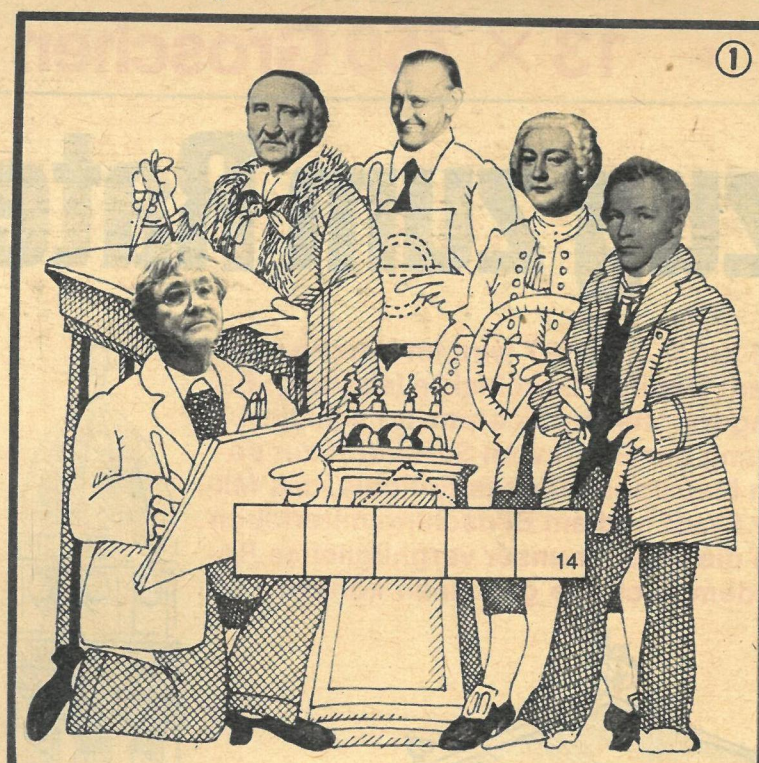
Wer ist die vierte Stimme in diesem Quartett? Claire Waldoff (links), Hanns Eisler und Carl Friedrich Zelter komponierten oder sangen in Berlin. Zu ihnen gesellt sich auf unserem Bild ein Mann am Mond. Sicher wissen Sie auf Anhieb, wie sich der urberlinischste Komponist nannte? (ck = 1 Buchst.)

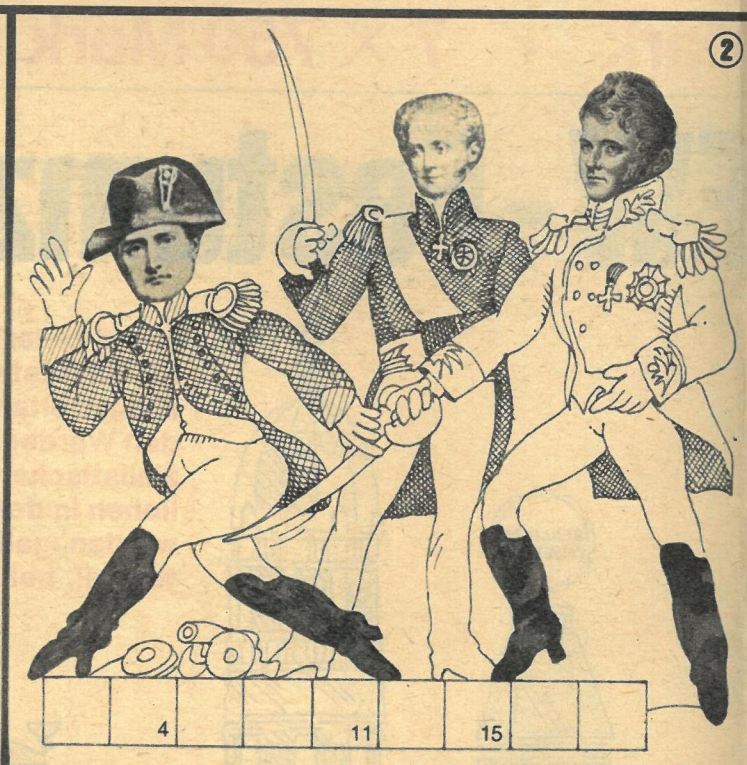
⑤

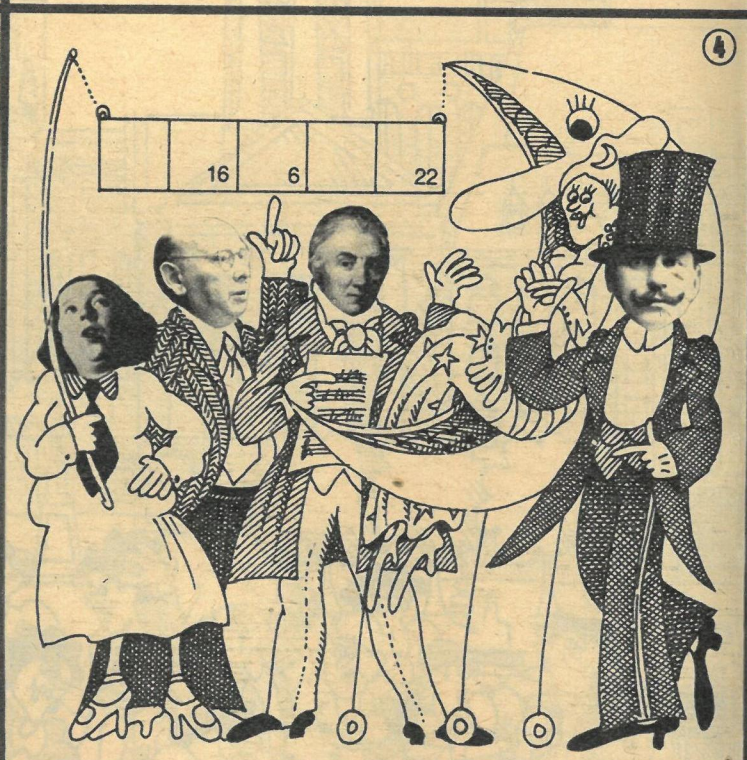
Literarische Chronisten einer Weltstadt: Glaßbrenner (Mitte) sowie Brecht und Raabe (oben). Doch haben Sie auch den Mann erkannt, dem Kurt Tucholsky (rechts) über Glaßbrenners Kopf hinweg ins Auge blickt? Er gilt als einer der exzellentesten Kenner der Mark Brandenburg, die er einst durchwanderte.

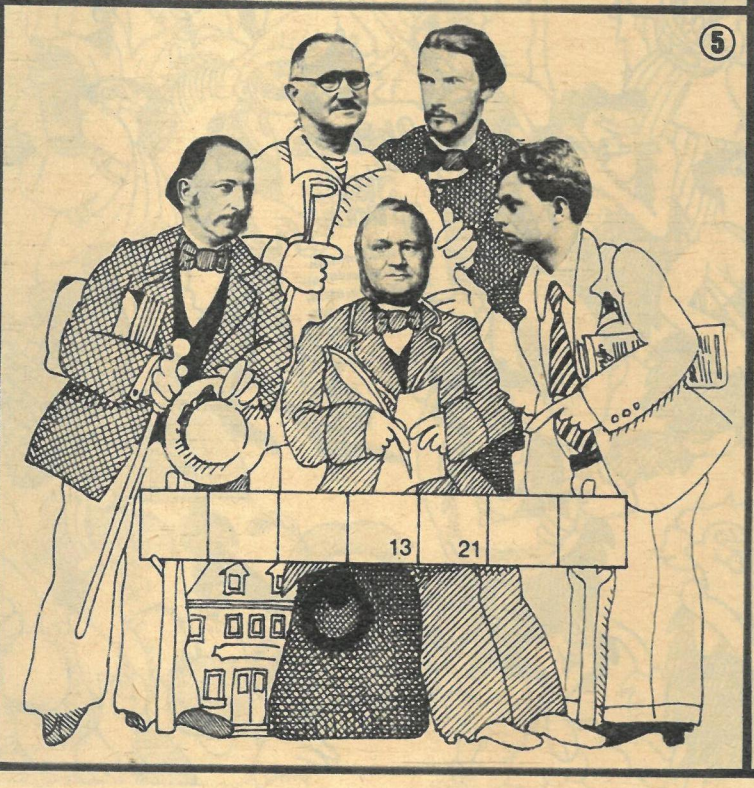
⑥

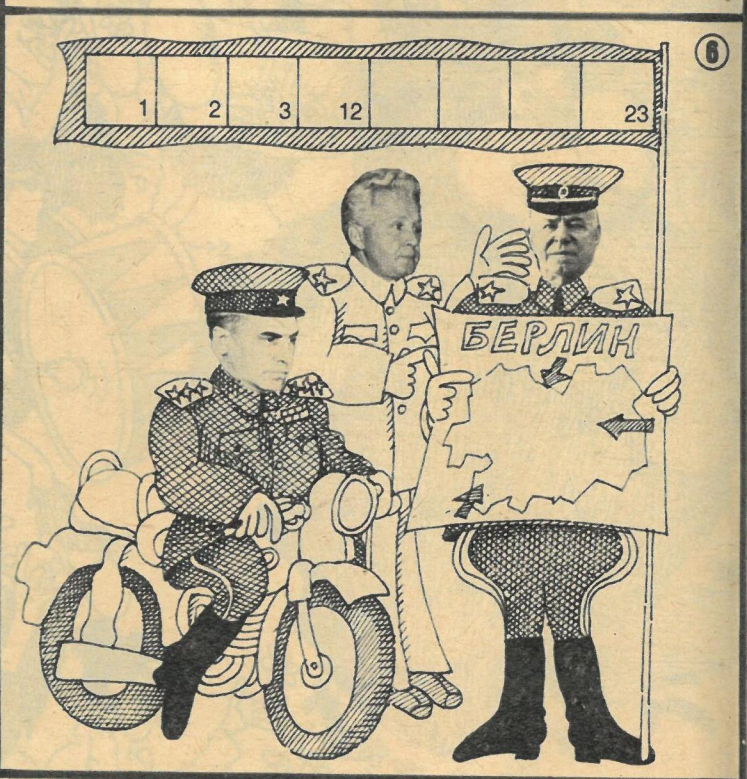
Diese drei sowjetischen Männer in Uniform gehörten mit zu den Wegbereitern unseres Staates. Gesucht wird der 1. Berliner Stadtkommandant (links). Dieser Offizier – ein Platz ist nach ihm benannt – gehört zur Geschichte Berlins wie der neben ihm stehende General Kotikow und Marschall Shukow.











FW-Festumzug zum Ratehaus

⑦

Was wäre Berlin ohne seine Schauspieler? Nathan der Weise – Winterstein, Hamlet – Moissi, Mephisto – Busch, Mutter Courage – Weigel und die May. Kommt Ihnen der geniale Regisseur (rechts unten) bekannt vor? Eine Straße zum Deutschen Theater, dessen Intendant er einst war, trägt heute seinen Namen.

⑧

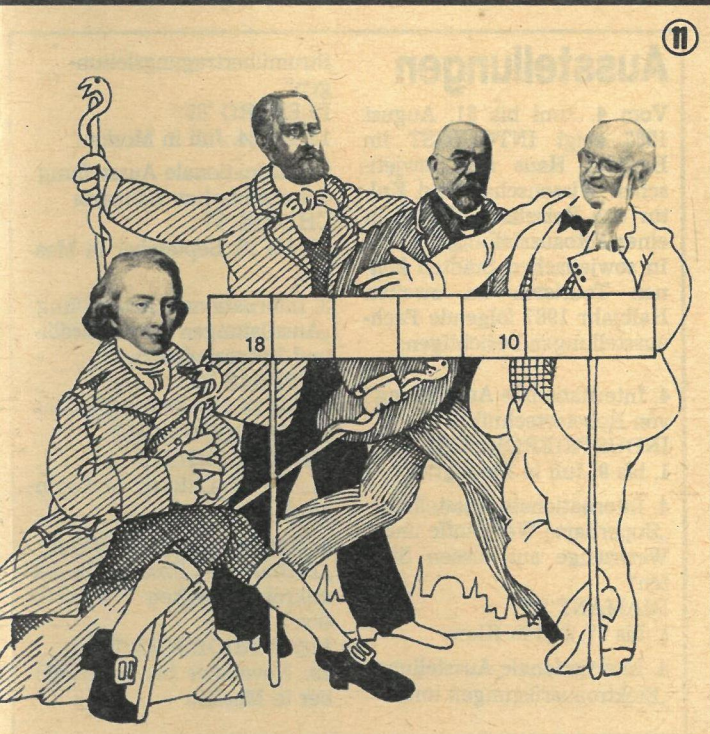
Der Mann mit dem Geigenkasten war kein berühmter Musiker, aber er besaß Geistesschärfe wie Hegel und Leibniz, links und rechts von ihm. Er begründete mit den Weltruf unserer Humboldt-Universität. Doch der geniale Mathematiker Euler (rechts außen), stand ihm fachlich näher als A. von Humboldt.

⑨

Wer kennt nicht Berlins heutiges Stadtoberhaupt Erhard Krack (Mitte) und Oberbürgermeister Friedrich Ebert, rechts, der die Geschicke der Stadt über nicht sehr leichte Jahre hin lenkte? Doch wie hieß der erste OB nach der Befreiung, eine beeindruckende Persönlichkeit der Stadtgeschichte?

⑩

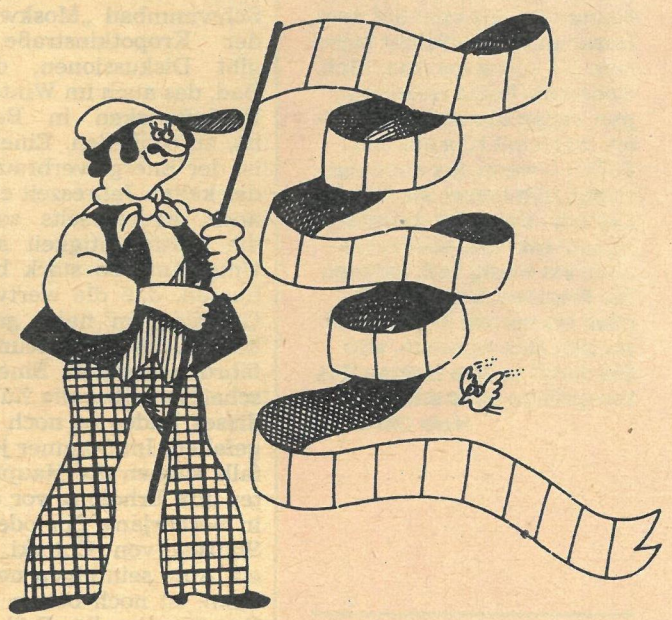
Zeit-Zeugen mit Pinsel und Zeichenstift: Zur Gruppe um den bärtigen Maler Menzel haben sich gleich drei Künstler unserer Zeit gesellt – Erich Schmitt (links), Werner Klemke (oben) und Arno Mohr (unten). Unser gesuchter Mann (ganz rechts) stammt aber aus sächsischem Milieu, aus Radeburg.



⑪

Der Gerichtsmediziner Prof. Prokop (rechts) führte das jetzt 100jährige Gerichtsmedizinische Institut wieder zu Weltruf. Der Mikrobenjäger Koch neben ihm und links unten Hufeland sind zwei weitere Männer der Charité-Geschichte. Doch wie hieß der äskulapstabschwingende Begründer der Zellularpathologie?

Idee: Hannes Schreiber, Zeichnungen und Fotomontage: Detlev Schüler

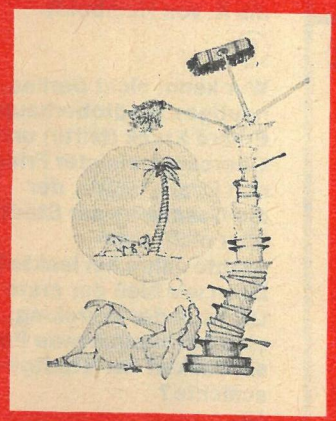


Tragen Sie bitte die 27 numerierten Buchstaben der Rätselbänder der Reihe nach in die Felder des Banners unseres Herolds ein und senden Sie diese Figur, ausgeschnitten und auf eine Postkarte geklebt, an die Redaktion FREIE WELT, Postfach 10, Berlin 1056. Einsendeschluß: 15. August 1987 (Poststempel). Die Auslosung erfolgt unter Ausschluß des Rechtsweges. Veröffentlichung der Gewinner: Heft 19/87.

FREIE WELT

Seitensprünge

So eine Urlaubsreise kann schon strapazlös sein: Stadtrundfahrt, Besuche von Museen, Gedenkstätten, Ausstellungen, Konzerten und Theatern, Wanderungen in die Berge oder durch den Zoo. Und erst das Essen. Jedes Hotel möchte zeigen, daß es die beste Küche hat. Und bereist man mehrere Städte, vervielfältigt sich das Programm. Auch dort gibt es Museen und – na ja, Sie wissen das alles. Wahrscheinlich sind Sie ein disziplinierter Tourist und machen alles mit, selbst wenn Sie manches schon kennen.

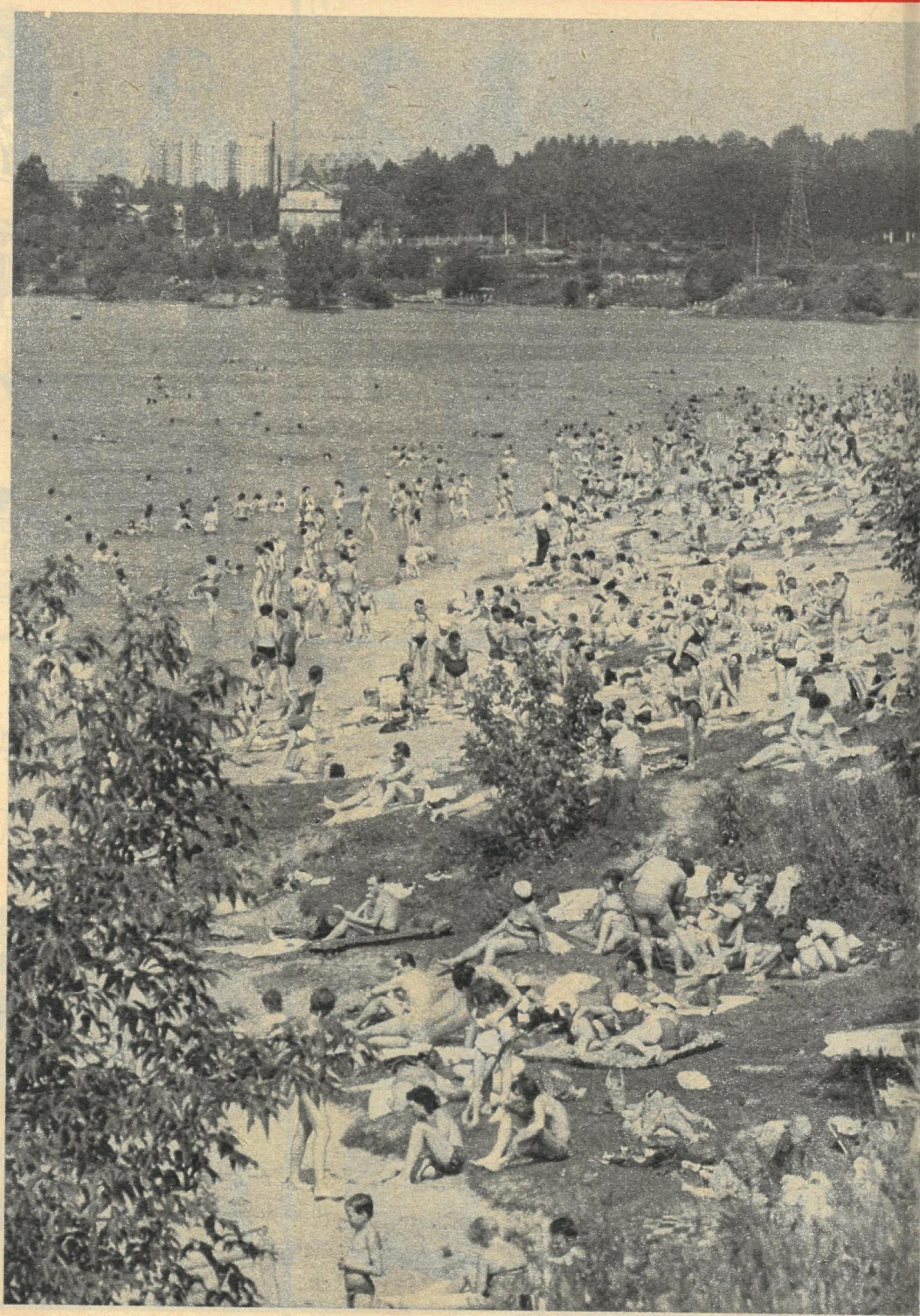


Aber wie wäre es, wenn Sie die Möglichkeit nutzen würden, einfach mal einen Schritt zur Seite zu treten, stehen zu bleiben, die Gruppe vorbeiziehen zu lassen und eigene Wege zu gehen? Nicht auf ausgetretenen Touristenpfaden. Streifen Sie mal durch Gassen und Höfe, die sonst links liegen bleiben, verzichten Sie mal auf die Festessen im Restaurant, probieren Sie, wie die Einheimischen in einer kleinen Kneipe oder auf dem Basar essen. Vielleicht kommen Sie sogar ins Gespräch. Haben Sie keine Hemmungen, reden Sie einfach drauflos, auch mit Händen und Füßen – wenn das nicht ausreicht, hilft immer ein kleines Lächeln. Seien Sie neugierig und taktvoll, aber ruhig auch ein wenig keß, nehmen Sie Fremdes, Ungewöhnliches als normal hin, und Sie werden sich wundern, was Sie durch solche kleinen Seitensprünge alles erleben.

Hajo Obuchoff

Fotos: V. Billeb, D. Steinberg, P. Meißner, H. Obuchoff, TASS/J. Belinski; Zeichnung: Antonis Kalamaras; Repros: Heinz Machatscheck; Informationen: INTOURIST; Redaktion Hajo Obuchoff

Baden in Moskau



Im Sommer zieht es die Moskauer wie wohl überall auf der Welt zum Wasser (Foto rechts). Zumal die Julidurchschnittstemperatur von 18 Grad stattliche Höchstwerte ahnen läßt. Bei etwa 248 Sonnenstunden im gleichen Monat steigt die Quecksilbersäule nicht selten auf 30 Grad Celsius. Wenn gut 8 Millionen Menschen einen Platz an den Badestränden der Moskwa, des Moskwa-Kanals mit seinen Stauseen oder an den zahlreichen Kiesgruben am Rande der Stadt suchen, gleicht das einer Völkerwanderung. Auf dem heißen Sand und den Wiesen der Strandbäder zwischen Tausenden Leibern fühlt man sich wie am Müggelsee. Freiluftbassins der Stadt befinden sich in der Mironowskaja-Straße, nahe der Metrostation Ismailowski Park und am Projesd Turtschaninow, zu erreichen von der Metro Kulturpark. Auch die Lomonossow-Universität verfügt über ein Schwimmbecken. Vor den Olympischen Spielen 1980 wurden einige neue Bassins gebaut, die für die Sportler damals als Trainingsstätten gedacht waren und nun von den Einwohnern der Stadt genutzt werden. Ein Problem bewegt die Moskauer heute besonders: das berühmte Schwimmbad „Moskwa" in der Kropotkinstraße. Es gibt Diskussionen, dieses Bad, das auch im Winter als Freiluftbecken in Betrieb ist, zu schließen. Einerseits ist der Energieverbrauch in der kalten Jahreszeit enorm hoch, andererseits soll es die Luftfeuchtigkeit seiner Umgebung so stark beeinflussen, daß die wertvollen Gemälde im nahe gelegenen Puschkin-Museum gefährdet scheinen. Eine Entscheidung über die Zukunft dieses Bades ist noch nicht gefallen. Im Sommer jedenfalls suchen die Hauptstädter ihre Erholung vor allem in Serebrjany Bor oder am Stausee von Chimki. Wer ein Auto sein eigen nennen kann, ist noch besser dran. Der fährt in aller Frühe los. Essen und Trinken reichlich eingepackt, Zelt und Schlauchboot im Kofferraum und das Angelzeug bloß nicht vergessen. So geht es mit der ganzen Familie weit weg vom Trubel an einsamere Flußläufe und Seen in den Wäldern des Moskauer Gebietes. Oft schließen sich mehrere Familien zu einer solchen Tour zusammen und verbringen das ganze Wochenende in der freien Natur. Neben dem Angeln und dem Schwimmen hat sich unter den beliebtesten Freizeitbeschäftigungen der Moskauer im Sommer das Segeln auf Windsurfern herausgeschält. Und auf der Bitza kann man das sogar im Winter beobachten, denn hier scheint es die einzige schneefreie Stelle zum Eissegeln in Moskau zu geben. Aber das ist schon ein ganz anderes Thema.

Ausstellungen

Vom 4. Juni bis 31. August 1987 zeigt INTOURIST im Berliner Haus der Sowjetischen Wissenschaft und Kultur das Reiseland UdSSR in einer Fotoausstellung.
In sowjetischen Städten können Touristen im zweiten Halbjahr 1987 folgende Fachausstellungen besichtigen:

4. Internationale Ausstellung von Robotertechnik
INDUSTRIEROBOTER '87
1. bis 9. Juli in Leningrad

4. Internationale Ausstellung „Superharte Werkstoffe und Werkzeuge aus diesen Stoffen"
DIAMANT '87
8. bis 17. Juli in Kiew

4. Internationale Ausstellung „Elektroausrüstungen und Stromübertragungsleitungen"
ELEKTRO '87
15. bis 24. Juli in Moskau

6. Internationale Ausstellung der chemischen Industrie
CHEMIE '87
10. bis 19. September in Moskau

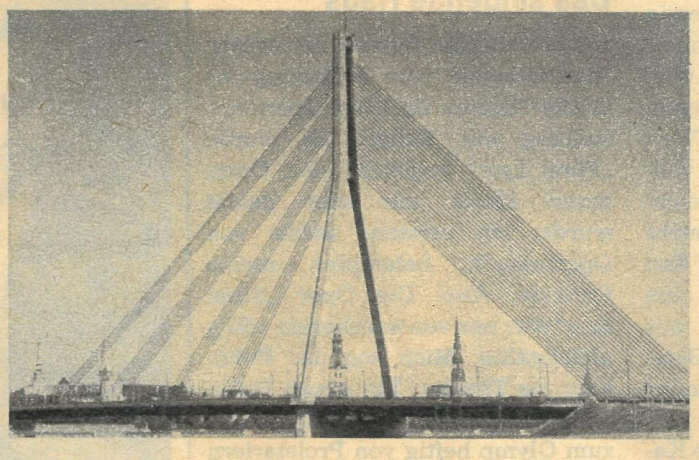
3. Internationale Ausstellung „Ausrüstungen für die Erdöl- und Erdgasindustrie"
NEFTGAS '87
20. bis 28. Oktober in Moskau

TECHNOLOGISCHE MINERALOGIE '87
21. bis 28. Oktober in Leningrad

3. Internationale Ausstellung „Technik und Prozesse in der mikrobiologischen Produktion"
MIKROBIOLOGIE '87
25. November bis 3. Dezember in Moskau

Ansichten

Immer wieder einen Blick wert, das Türmchen-Panorama der Rigaer Altstadt im Kontrast zur modernen Brückensilhouette über den Daugava-Fluß. Ein lohnendes Motiv findet man ebenfalls im Seehafen, wo sich an seinem Liegekai der Viermaster „Sedow", größtes Schulschiff der UdSSR-Fischerei, gerade für seine diesjährigen Reisen seefein macht. Der Seetörn der „Sedow" beginnt Mitte Juni. Zuerst geht es mit gesetzten Segeln durch die Ostsee und Nordsee, dann stattet man dem Kulturfestival der Ostseeländer im schwedischen Karlshamm einen Besuch ab, um schließlich von August bis November Kreuzfahrten mit Kursanten in den Gewässern vor der Küste der baltischen Sowjetrepubliken zu unternehmen. Eine Begegnung mit dem stolzen Windjammer ist also nicht ausgeschlossen.

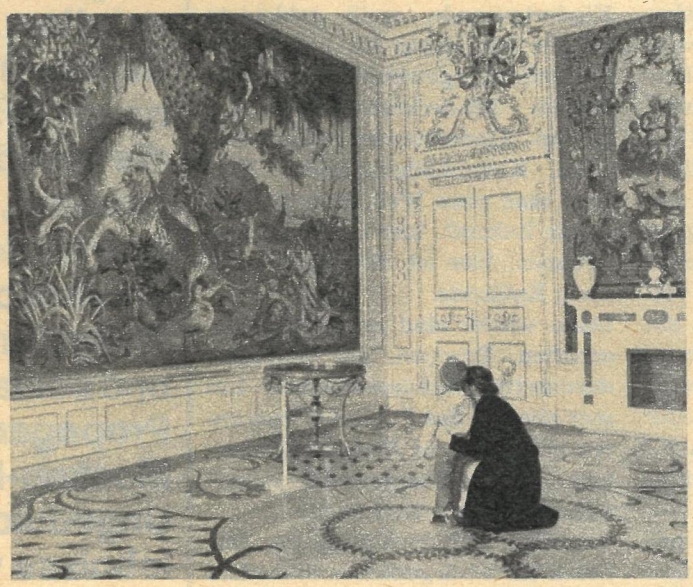


Charkow

Die Stadt, vor gut 300 Jahren gegründet, war damals Grenzstadt. Heute liegt sie im Herzen der Ukraine und zeichnet sich durch einige architektonisch interessante Bauten aus. Die Pokrowski-Kathedrale (links) gehört zu den ältesten. Ihr Ursprung liegt im Jahre 1689. In ihr vereinen sich Elemente des russischen Sakralbaus und typisch ukrainische Einflüsse. 240 Jahre später entstand am größten Platz Europas (ca. 11 Hektar) im Zentrum Charkows das Haus der Industrie im konstruktivistischen Stil und erinnert an die Bauhaus-Architektur der 20er/30er Jahre in Deutschland.

Gattschina

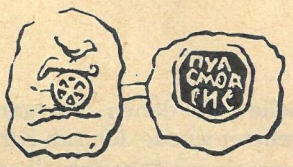
Etwa eine Autostunde südwestlich von Leningrad befindet sich der Palast der Gattschina (Foto unten der Marmor-Speisesaal). Im 18. Jahrhundert entstanden und im zweiten Weltkrieg völlig zerstört, wird der größte aller in der Umgebung von Petersburg gebauten Paläste seit zehn Jahren restauriert. Die ersten 14 Säle wurden im vergangenen Jahr wieder für den Publikumsverkehr freigegeben. Die geretteten Kunstschätze, während des Krieges lagerten sie in der Leningrader Isaak-Kathedrale, kamen einst aus vielen Ländern der Welt und haben nun ihren angestammten Platz wieder.



Heraldische Visitenkarten

Riesending mit Paradiesvogel

Auch im alten Rußland waren viele kommunale Wappen im Laufe der Zeit Veränderungen unterworfen. In dieser Hinsicht ist das historische Wappen von Smolensk interessant. Der 863 erstmals urkundlich erwähnte Ort wurde bald von

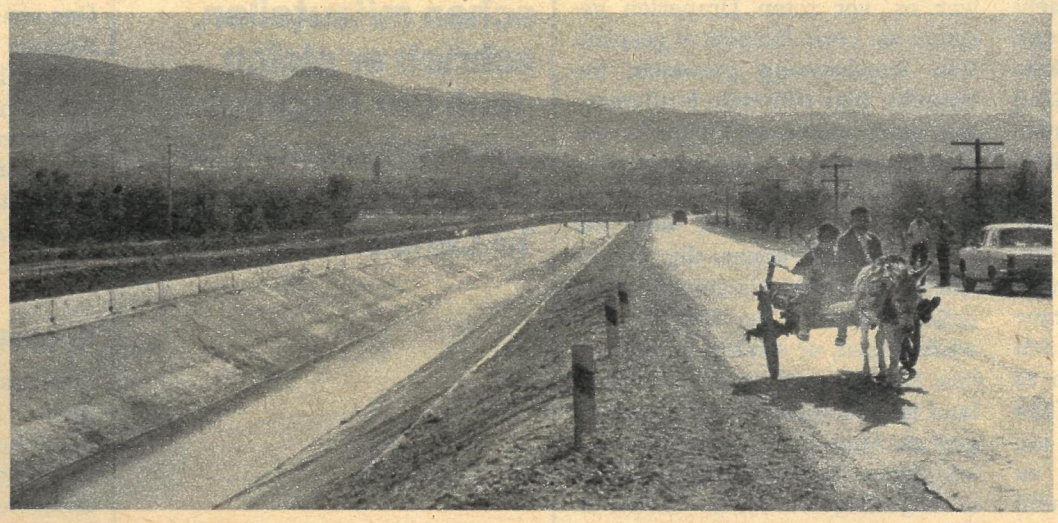


Litauern, bald von Polen besetzt. So mußten sich die Bewohner ständig um ihre Verteidigung sorgen. Im 16. Jahrhundert entstand eine mächtige Festung, was sich auch im Wappen widerspiegelte. Darin ist ein „Riesending" (russisch gromada) zu sehen – eine Kanone mit einem auf der Mündung sitzenden Paradiesvogel (obere Abbildung), der „wundersame Stärke und Scharfblick" symbolisiert. Nicht selten findet man dafür auch den seltsamen Namen Gamajun, dessen namenkundliche Herkunft unbekannt ist. Die erste Darstellung des Wappens befindet sich auf einer kleinen Kupfermünze vom Anfang des 15. Jahrhunderts (untere Abbildung). Später mußte sich der gefiederte Gesell etliche Um- und Verzeichnungen gefallen lassen. Unter anderem erschien er – dem heraldischen Brauch zuwiderlaufend – mit Füßen. Derartige „gestümmelte" Geschöpfe, speziell Vögel, bestimmter Köperteile beraubt, sind eine typische Besonderheit im Wappenwesen. Kuriose Gestalt nahm der Paradiesvogel in Westeuropa an, wo man ihn als Phönix aus der Asche ansah oder sich Deutungen ausdachte, die weder mit der Geschichte noch mit der Ikonographie etwas zu tun haben. *Heinz Machatscheck*

Klima-Rat

Ich habe im September eine Reise nach Alma-Ata geplant. Wie ist dann dort das Wetter? Rita Runge, Halle

Die Durchschnittstemperaturen sind in Alma-Ata (Foto rechts seine Umgebung) für den Mai 20 Grad Celsius, für Juni bis September 25 bis 30 Grad. Die Höchstwerte lagen schon Ende Mai dieses Jahres bei 30 bis 33 Grad. Im September steigt die Quecksilbersäule bei trockenem Wetter nicht selten über 35 Grad.



Eine heißgeliebte Ballerina

General Wrangel im Süden und polnische Truppen im Westen sollten die junge Sowjetmacht ersticken, als Alfons Goldschmidt 1920 nach Moskau kam. Er sah die verheerenden Folgen der Konterrevolution, aber auch den Aufbruch in eine neue Welt. „Es war die Wende meines Lebens", schätzt der Doktor der Staatswissenschaften, Wirtschaftsjournalist und sozialistische Propagandist seine Moskau-Reise ein. Ungeduldig, seine Erlebnisse vielen Menschen mitzuteilen, schrieb er gleich nach der Rückkehr sein Reisebuch. Es erschien damals in 13 Ländern.

Vierzig mal vierzig Kirchen und Kapellen hat Moskau. Vierzig mal vierzig sagt der Russe, wenn er eine große Zahl bezeichnen will. Ich weiß nicht, wie viele Kirchen und Kapellen Moskau hat. Vielleicht sind es mehr als 1600, vielleicht weniger. Es ist auch gleichgültig. Jeder, der Moskau besucht hat, weiß, daß Moskau eine Kirchen- und Kapellenstadt ist, eine Stadt mit tausend Glocken, mit hunderttausend Betern und Beterinnen, mit zehntausend oder mehr Popen.

Das ist auch heute noch so. Die Kapellen und Kirchen stehen noch. Manche sind etwas fassadenverwittert. Ihr Äußeres ist von der Revolution etwas angeknabbert. Aber sie stehen noch, und nicht viele von ihnen sind geschlossen. Ich sah Kapellen, in denen den ganzen Tag gebetet wurde. Ich sah Kirchen, die niemals am Tage entvölkert waren.

Aber das Wunder, das wirkliche Wunder, ist die Basiliuskirche. Es ist gar keine Kirche, es ist eine Phantasie, es ist ein Kuppelmosaik, ein unsagbares Märchen, eine Farbenverschwendung, eine Farbenerfindung. Man glaubt kaum, daß ein Mensch, daß ein Architekt diese Kirche gebaut haben kann. Sie sieht immer anders aus, morgens anders als abends, mittags anders als nachmittags. Kommst du von der Moskwabrücke her, so ist sie ein Schiff mit zwiebelartigen, bunten Mastkörben. Kommst du vom Roten Platz her, ist sie wie eine Baukastenburg. Sie hat die niedlichsten Fenster, sie hat Vergitterungen und Verwitterungen von unglaublichem Altersreiz. Sie hat überhaupt keine Symmetrien und ist doch ein Organismus. Sie sieht aus wie nacheinander gebaut und ist doch zusammengebacken. Manchmal wirkt sie gehäuft, dann wieder zierlich gestaffelt. Manchmal ist sie groß, manchmal klein. Sie ist das Wundervollste, was ich je gesehen, und gegen sie verblaßt der ganze Kuppelwald des ewigen Kreml. Keiner besuchte sie, ein altes Gerüst stand um einen ihrer Türme, als ich in Moskau war. Ich sah ihr Inneres nicht und sah es doch, da ich ihr Äußeres sah. Willst du nicht nach Moskau gehen, um den beginnenden Sozialismus zu betrachten, gehe nach Moskau und betrachte die Basiliuskirche.

Das singende Haus

Ich erhielt vom Bureau der dritten Internationale eine Einladung ins Große Theater. Zu einer Opernvorstellung mit Ballett. Es wurde „Fürst Igor" gegeben, eine Oper, deren Musik mir sehr gelobt wurde. Ich verstehe nichts von Opernmusik, behaupten meine Freunde. Also: Die Oper „Fürst Igor" war mir von vornherein völlig gleichgültig. Mich zog das Publikum ins Theater. Ein neues Publikum. Die sechs Riesenränge bis zum Olymp heftig von Proletariern durchsprenkelt. Im Parkett meistens Arbeiter, in den Logen viele Arbeiter. Rotsoldaten dazwischen. Sowjetsekretärinnen, Sowjetbeamte und Sowjetbeamtinnen. Der Theaterbesucher muß organisiert sein, sonst erhält er keine Karte. Karten werden beispielsweise von den Gewerkschaften ausgegeben.

Aber das Publikum, das Publikum. Einmal sind es Proletarierkinder, Kindertausende, weiß gekleidete Kinder von unten bis oben, vom Parkettkindergewimmel bis zum weißen Kinderkranz auf dem Olymp. Kinderstaunen, Kinderflüstern, Kleinhändeklatschen. Hier wird eine neue Welt. Hier ist saugende Zukunft, hier ist Brand und Brennen, hier ist die ganze Hoffnung Rußlands.

Dann wieder sind es Werksbelegschaften, Truppen, mit Einstigen durchsetzte Zuhörerschaften. Immer aber ist das Publikum von unten gebaut, es ist Proletarierunterbau, Arbeiterübergewicht, Arbeitermänner, Arbeiterfrauen.

Prunkvoll war die Aufführung. Das Stück eines bürgerlichen Künstlers war es, vor roten Draperien gespielt, vor roten Gemütern gespielt. Von Begeisterung genossen, beklatscht. Eine rührende Entflammtheit auch vor dieser Oper, die gar nicht flammend ist, die sehnsüchtig ist, melancholisch, liebesrührselig. Aber sie ist russisch, und der Künstler, der Sänger, der Schauspieler wird in Moskau noch immer geliebt. Er wird gerufen, er muß wiederholen, er strahlt, er braucht das. Es ist überall so, aber in Rußland ist es doppelt so, ist es gesteigert so. Auch in Sowjetrußland. Ja, ich glaube, in Sowjetrußland ist es noch gesteigerter als im Zarenrußland. Denn die Kunst findet Neuboden, findet zarteste Empfänglichkeit, hat unerhörte Befruchtungsaufgaben. Leider ist es noch alte Kunst und keine Kunst aus dem Volke.

Ich kam nicht des Fürsten Igor wegen. Ich kam des Publikums wegen und des Balletts wegen. Ich wollte, nach schwerer Wissenschaftsarbeit, russisches Ballett sehen: Nishinskis, Pawlowas, Schmetterlinge, Bachstelzen, Junivögel. Man machte eine wildprunkende Frauenszene, mit Tierfellen, reichen Stickkissen und mit unsagbar schönen Russengewändern. Es erschien Jekaterina Gelzer. 48 Jahre alt. 48 Jahre alt, aber ein festes Reh, springwütig, weißfleischig, unsagbar anmutig. Wundervolle Muskeln an Dianabeinen. Wenig Gewand. Sie erschien, und man beraste sie. Sie tanzte nur wenig. Sie machte Sätze wie ein Jagdhund, sie kauerte wie eine verschämte Bauerndirne, sie schritt wie eine Königin. Sie ist heißgeliebt in Moskau. Jeder Arbeiter kennt Jekaterina. Sie duftet, sie trägt Ringe, sie ist elegant wie einst. Sie ist die Ballerina auch im Proletarierlande. Glücklich tanzt sie, sie tanzt sich glücklich, der Jubel hebt sie wie ein Springtuch, sie ist ein Kobold, sie dreht die Fußspitze ins Herz, sie wirbelt Pirouetten in die Seele, sie ist eine große Künstlerin, mit 48 Jahren.

Es war eine entsetzliche Hitze im Theater. Aber alle hielten aus bis zum letzten Geigenzug. Dann aber kam das Wunderbare, das Überraschende, das gar nicht zum Stück Gehörende, das Proletarische. Denn dann sang nicht mehr die Bühne, nicht mehr das Orchester, dann sang das Volk. Es stand singend, es ging singend, es drängte singend durch die Ausgänge. Es marschierte singend auf den Treppen. Das Haus sang vom Dach bis zum Boden. Der Sang quoll, der Sang wuchs, der Sang drohte, schwur, pochte, der Proletariersang, der Menschheitssang:

Es rettet uns kein höhres Wesen,
Kein Gott, kein Kaiser, kein Tribun:
Uns von dem Elend zu erlösen
Können nur wir selber tun.
Völker, hört die Signale:
Auf zum letzten Gefecht,
Die Internationale
Erkämpft das Menschenrecht.

Durch die Ausgänge, auf den weiten Platz quoll dieser Gesang.

In einer neuen Welt

Die russische Wirtschaft kann man nicht beherrschen. Wenigstens heute noch nicht, denn heute noch ist sie unübersehbar. Es ist ein Riesengebiet mit tausend Unterschiedlichkeiten des Arbeitscharakters,

der Rohstoffvoraussetzungen, der Verkehrsmöglichkeiten, des Klimas, der Seelenverfassung.
Eine kapitalistische Wirtschaft, eine anfangssozialistische Wirtschaft ist überhaupt nicht beherrschbar und übersehbar…
Man weiß heute die Zahl der brachliegenden Fabriken, den Prozentsatz des Produktionsrückganges, die Zahl der arbeitenden und nichtarbeitenden Arbeitskräfte und dergleichen. Aber das ist noch keine Wirtschaftsbeherrschung, noch keine Wirtschaftsübersicht.
Draußen, am Außenring Moskaus, am Ende der Karl-Marx-Straße, liegt eine kleine Fabrik, die sogenannte russisch-amerikanische Fabrik, betrieben und verwaltet von russischen Arbeitern, die in den Vereinigten Staaten Qualitätsarbeiter geworden sind. Eine Fabrik mit 120 Arbeitern. Es ist eine Werkzeugfabrik mit guten Maschinen, mit guter Leitung und mit guten Kräften. Die Einrichtung dieser Fabrik war noch nicht vollendet, aber die schon vorhandene Einrichtung zeigte deutlich den Qualitätscharakter dieser kleinen Fabrik. Es war für mich ein Vermischungsbeispiel, ein Beispiel der Erziehung russischer Arbeiter durch fremde Technik. Es ist das ein sehr wichtiges Problem für die russische Industrie wie für die russische Landwirtschaft.
Ein sehr freundlicher, sehr arbeitsfroher Arbeiter empfängt mich. Es war Fabrikpause. Und zwar Essenspause. Mittags gegen halb ein Uhr. Die Arbeiter und Arbeiterinnen aßen gemeinsam. Es gab eine Fischsuppe, Kascha, Brot und Tee. Das Essen war reichlich und genießbar. Sauber. Man setzte mir eine Portion vor. Ich kostete, obwohl ich appetitlos war. Der Besuchführer war durchaus zufrieden mit den Löhnen und der Verpflegung. Hier gab es erhebliche Prämien, denn es wurde Qualitätsarbeit geleistet. Man erzählte mir von Monatslöhnen bis zu 15 000 Rubeln bei guter und freier Verpflegung und bei Lieferung von Arbeitskleidung und Zuschußlebensmitteln zu niedrigen Preisen. Die Lohnsumme ist noch keineswegs hoch bei der geringen Kaufkraft des Geldes. Die meisten Arbeiter in Moskau erreichen sie nicht, die Angestellten erst recht nicht. Aber man kann nicht von einer wirklichen Hungersnot sprechen. Das wäre übertrieben. Deutschland hat schlimmere Kriegszeiten durchlebt, wenigstens die deutsche Großstadt.
Hier sah ich Arbeiter in der Normalarbeitskleidung. Weite braune Anzüge mit etwas pludrigen Hosen, aber aus haltbarem Stoff. Es sind Schutzanzüge, Schonanzüge. Sie sollen in Zukunft allgemein verteilt werden. Sie haben Ähnlichkeit mit den französischen Bergarbeiteranzügen. Sie sind bequem, der Arbeiter kann sich in ihnen bewegen.
Am folgenden Tage besuchte ich mit einem Textiltrustleiter die Prochorow-Manufaktur bei Moskau, eine der größten Textilfabriken Rußlands.
Die Fabrik lag still, da kein Brennmaterial vorhanden war. Die Arbeiter reparierten und bewahrten den technischen Apparat. Wir gingen durch eine Kontrolle am Eingang der Fabrik. Ein Mitglied des Fabrikkomitees, begleitet von Spezialisten, führte uns.
Es war alles in bester Ordnung. Die Maschinen laufbereit, die Webstühle und Spindeln sauber, fix und fertig für den Betrieb. Alles ausgerichtet, reihenmäßig, sälelang. Öl troff und wurde täglich erneuert. Die Antriebsmaschinen waren geputzt, die Lampen an ihnen gerichtet. Die Schutzvorrichtungen waren tadellos.
Spinnerei, Weberei, Bleicherei, Maschinenbau, Schaltbrett, alles stimmte. Die Besuchführer waren stolz auf den Zustand der Fabrik und konnten es sein. Nur Brennmaterial, und der Riesenapparat funktionierte am nächsten Tage.
Man zeigte uns die Tuchläger. Ungeheure Ballenstöße in Hallen und in Fabrikräumen. Genau registriert. Der Trustleiter machte eine Registrierungsprobe. Sie stimmte. Es war nichts vorbereitet für uns, unser Besuch wurde erst angemeldet, kurz bevor unser Automobil abfuhr. Das heißt ungefähr eine halbe Stunde vor Ankunft in der Fabrik. Es war also keine Vorspiegelung, es waren Tatsachen.
Ich sah gute einfache Baumwolltuche. Ungeheure Mengen. Ich sah farbige, bedruckte Gewebe. Hübsche Muster. Es waren die bekannten Moskauer Tuche, die vor dem Kriege auch schon in Deutschland erschienen. Die Moskauer Textilindustrie ist eine durchaus modern eingerichtete Industrie, sie hat die besten Maschinen und die besten Methoden.
Dann besuchten wir den Speisesaal und die Küche. Ein großer Raum. Es wird schichtweise gegessen. Die Küche war gescheuert, die Kessel waren geschrubbt. Demnächst sollten neue Kessel eingebaut werden. Im Speisesaal Sowjetinschriften und Aufführungsgelegenheiten. Ein Meetingsaal.
Die Prochorow-Fabrik ist eine kleine Fabrikstadt, eine der großen russischen Manufakturen, die Städte sind. Das heißt, die Arbeiter wohnen in der Fabrik. Die Arbeiterwohnungen sind Kasernen und heißen Kasernen. Auch heute noch. Durchschnittlich wohnen in einem Zimmer sechs Personen. Die Arbeiter könnten bequemer wohnen, sie könnten größere Wohnungen in der Stadt haben, aber sie wollen auf dem Fabrikgelände wohnen. Der Arbeitsbequemlichkeit halber. Es ist ja nur ein Übergang. Aber dieser Übergang ist schon bedeutsam. Denn die Sauberkeit ist in die Kasernen eingezogen. Die Zimmerböden blitzten, das Bettzeug war durchaus nicht schmuddelig, die Kleidung von Mann und Frau war reinlich. Hier haben die Gesundheitspädagogen gute Arbeit getan. Die Gesundheitspädagogen in den Fabrikkomitees, die keinen Schmutz mehr dulden wollen.
Die Backöfen und Riesenteewasserkessel stehen vor den Etagengängen der Kaserne. Arbeiterfrauen backen und bereiten das Teewasser. Frauen und Männer waren gut genährt. Abgezehrte habe ich nicht gesehen.
Die Schulkinder (Schule und Spielplätze sind auf dem Fabrikgelände) werden im Sommer zur Erholung aufs Land gebracht. Die Villa des früheren Besitzers ist jetzt ein Kinder- und Säuglingsheim. Mit vielen Betten, mit glücklichen Schwestern, mit Spielsachen, mit Spielsälen, mit Kinderbesuch, mit allem, was ein Kleinkopf wünscht.
Nach dem Rundgang lud man uns in das Sitzungszimmer des Fabrikkomitees. Wir wurden bewirtet. Es war, zum erstenmal für mich, eine Bewirtung aus eigenen Mitteln, aus eigener Kraft, aus eigener Gastgeberschaft, auf eigenem Produktionsboden des Proletariats. Eine ganz neue Welt in dem Sitzungszimmer des Fabrikkomitees der Prochorow-Manufaktur. Man stellte uns Fische hin, Tee, kleine Konfitüren, Brot, Zucker aus der Eigenmächtigkeit des Proletariats, aus der Selbstbestimmung der Arbeiter. Dies allerdings war für mich die neue Welt.
Das ganze Fabrikkomitee mit dem Vorsitzenden war beisammen. Man erzählte von der Waffenverteidigung der Fabrik gegen die Konterrevolutionäre, und man zeigte sich bereit, die Fabrik wieder mit den Waffen zu verteidigen, wenn die Konterrevolution noch einmal angriffe.
Es gab Fragen und Antworten. Wir fragten nach den Aufgaben des Fabrikkomitees, nach der Geschichte der Fabriknationalisierung, nach dem Einfluß der Gewerkschaften auf die Administration der Fabrik, nach dem Einfluß der kommunistischen Fraktion in der Fabrik. Die Antworten waren klar, sehr bestimmt, fließend. Ich hatte durchaus den Eindruck, verwaltungsfähige, leitungsqualifizierte Arbeiter vor mir zu haben. Kontrollbefähigte Arbeiter. Ich weiß nicht, in wie vielen Fabriken Rußlands die Arbeiter leitungsbefähigt sind, aber die Arbeiter der Prochorow-Manufaktur bei Moskau sind verwaltungsqualifiziert.
Man war froh mit uns in der grünüberdeckten Fabrik, man war glücklich mit uns in dem Bewirtungsraum, man war bescheiden, selbstbewußt, arbeitslustig und verteidigungsbereit. Ich glaube, wollte einer Sowjetrußland mit Militärgewalt erobern, er müßte Fabrik nach Fabrik stürmen, nachdem er die rote Front vernichtet hätte. Ich glaube, das wäre unmöglich, das ist unmöglich.

Während noch im Lande der weiße Terror wütet, ist in die Hauptstadt wenigstens Frieden eingezogen: Menschen vor einem Lebensmittelgeschäft am Twerskoi Boulevard.

Im nächsten Heft:
Das vergessene Paradies

Fotos: Archiv
Aus: Alfons Goldschmidt, Moskau 1920, Dietz Verlag Berlin

Eine Beitragsfolge
von Jürgen Jessel 13

VERNUNFT UNTE

Die Szene spielt im preußischen Kultusministerium, Frühsommer 1923. Ein braver Beamter, sein Name ist nicht überliefert, vor dem Schreibtisch seines Vorgesetzten. Diskreter Sonderauftrag: Gründung irgend so einer Gesellschaft. Hat was mit den Russen zu tun. Schauen Sie da mal rein. Wohlwollend, aber vorsichtig. Sie wissen ja: Rapallo... Wird erledigt, Herr Geheimrat.

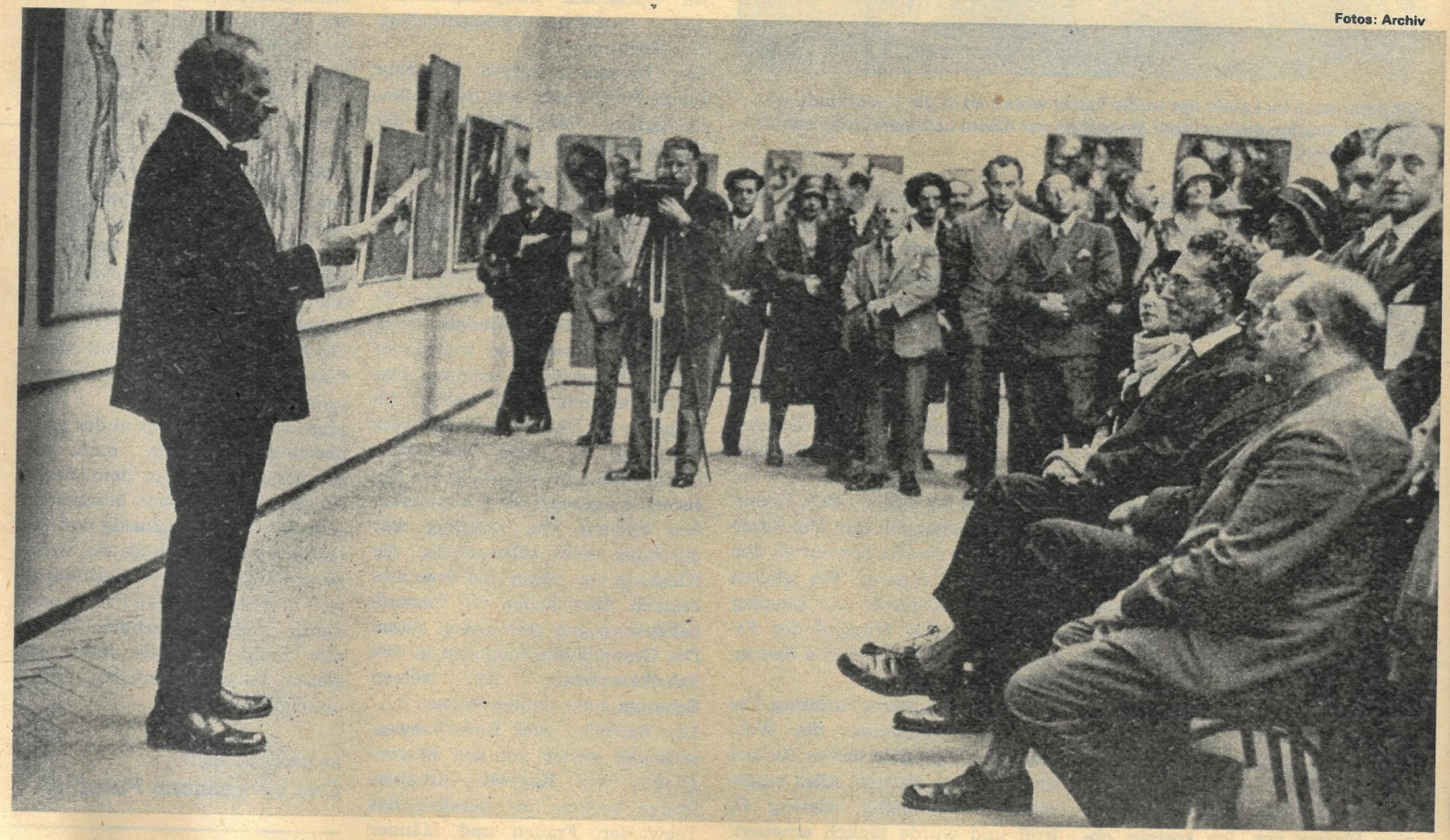
Unser Beamter macht sich auf den Weg: Also wieder mal die russischen Emigranten. Wahrscheinlich noch ein Verein zur Rettung der abendländischen Kultur. Bestimmt wollen sie Geld.

Am Tatort angelangt, traut der Abgesandte zunächst seinen Augen, dann seinen Ohren nicht. Dreißig oder vierzig Leute. Wissenschaftler, Künstler, bekannte Gesichter. Alles Deutsche. Nur drei oder vier Russen, die Frau des berühmten Maxim Gorki, kein Emigrant. Geld wollen sie nicht. Allerdings auch nicht das Abendland retten. Was also wollen sie? Kontakte zu sowjetischen Fachkollegen, Austausch von Informationen, Meinungen, Theateraufführungen, Filmen, Kunstausstellungen. Wohin ist unser braver Beamter geraten? Unter Leute, die friedfertige Nachbarschaft mit der Sowjetmacht befürworten. Er faßt sich und bittet um das Wort. Wenigstens, fleht er, wenigstens sollte die zu gründende Gesellschaft sich einen Namen geben, der „nach außen hin nicht den Verdacht einer politischen Einstellung der Vereinigung im Sinne einer bejahenden Einstellung zum Kommunismus vermuten lassen könnte". Die Gründer, obwohl keine Kommunisten, scheuen den Verdacht nicht und nennen ihre Vereinigung „Gesellschaft der Freunde des neuen Rußland".

Nicht nur das preußische Kultusministerium, auch andere Behörden nehmen lebhaften Anteil an der Gründung. Der „Reichskommissar für Überwachung der öffentlichen Ordnung" bittet den „Herrn Preußischen Staatskommissar für öffentliche Ordnung" um „gefällige Mitteilung", ob es denn wahr sei, was im „Berliner Tageblatt" gestanden hat, daß nämlich eine „Gesellschaft der Freunde Sowjet-Rußlands"

Seit ihrer Gründung im Jahre 1923 entwickelte die Organisation in Berlin ein reges geistiges Leben: Ein Mitarbeiter der sowjetischen Botschaft eröffnet eine Ausstellung „Sowjet-Maler". Vorn sitzend als sowjetischer Regierungsvertreter: Volkskommissar Lunatscharski.

Fotos: Archiv



R AUFSICHT

Ursprünglich „Café Bauer", dann „Café Unter den Linden".

entstanden sei. Auch hätte er gern eine Liste mit Namen und Adressen der verantwortlichen Herren. Der preußische Staatskommissar reicht die Anfrage zuständigkeitshalber weiter an den Herrn Polizeipräsidenten von Berlin. Der schickt einen Rechercheur los. Die gewünschte Namensliste – leicht zu beschaffen, Geheimnisse gibt es nicht – wird die Reichs- und Staatskommissare in einige Verlegenheit gestürzt haben. Schwer vorstellbar, daß der Professor Albert Einstein, der Schriftsteller Bernhard Kellermann, der Intendant der Staatsoper Max von Schillings, der Verleger Ernst Rowohlt und andere Intellektuelle von vergleichbarem Rang sich zusammengetan haben, um die öffentliche Ordnung zu untergraben. Trotzdem wird ein Verbot erwogen. „Wegen der außenpolitischen Bedeutung der Angelegenheit" rät das Außenministerium ab. So begnügt sich das Innenministerium mit einem mahnenden Rundschreiben: Die Ausdehnung der Gesellschaft sei unerwünscht.

Niemals in den zehn Jahren ihrer Existenz hat die Gesellschaft mehr als etwa 1500 Mitglieder gezählt. Die Zahl wäre sicher größer gewesen, wäre nicht mancher Bereitwillige den Einschüchterungsversuchen seiner „Obrigkeit" erlegen. So wurde beispielsweise auf Fakultätssitzungen der Berliner Universität ausdrücklich vor der Gesellschaft gewarnt: Sie sei, vertraute Töne in unseren Ohren, „kommunistisch infiltriert". Trotzdem traten ihr sechs Professoren der Universität bei, ein Historiker, ein Physiker und vier Mediziner. An der Universität Königsberg dagegen, auch nur ein Beispiel, verhinderte massiver Druck „von oben" die beabsichtigte Gründung einer Gruppe. Aber trotz aller Hindernisse und trotz ihrer schmalen Basis wirkte die Gesellschaft weit über den engen Kreis der Mitglieder hinaus.

Die Abteilung A I des Berliner Polizeipräsidiums, beauftragt mit der Überwachung der Gesellschaft, hat der Nachwelt einen schönen Beweis für deren Wirksamkeit hinterlassen, nämlich einen Bericht des Kriminalassistenten Lehmann „über den Vortrag des

Prominentestes Mitglied der „Gesellschaft der Freunde des neuen Rußland": Albert Einstein (links seine Stieftochter mit ihrem Gatten).

Russen Nicolaus N. Spanoff", der an der Rettung der Polarexpedition des italienischen Generals Nobile beteiligt gewesen war. Lehmann meldete: „Der für den 25. August 1928, 21 Uhr, Lehrervereinshaus, Alexanderplatz, von der ‚Gesellschaft der Freunde des neuen Rußland' veranstaltete Vortrag hatte gegen alle Erwartung" – Lehmann will sagen: entgegen den Erwartungen der Polizei – „etwa 5000 Personen angelockt, die naturgemäß in dem vorgesehenen Saal keinen Platz hatten." Spanoff und die Gesellschaft fanden einen Ausweg: der Redner hielt seinen Vortrag zweimal hintereinander.

Überfüllt auch der Saal, in dem der Freiherr von Schoenaich, ein ehemaliger General, der unter die Pazifisten gegangen war, an zwei Abenden über eine Reise in die Sowjetunion berichtete. Die Bilanz seiner Beobachtungen und Urteile faßte Schoenaich in einen Satz: „Die Sowjetregierung sitzt fest im Sattel."

Selbstverständlich war der gewesene General kein Kommunist, und sein Verständnis für den Marxismus war begrenzt. Das galt, in Nuancen wechselnd und von Ausnahmen abgesehen, für die ganze Gesellschaft. Frau Dr. Stöcker, die eine Zeitschrift des „Bundes für Mutterschutz" herausgab, war erschüttert und besorgt über die Ausbreitung des Atheismus in der UdSSR. Trotzdem blieb sie ein „Feind der Lüge und Verhetzung". Professor Dr. Obst von der Technischen Universität Hannover forderte: „Deutschland… muß einen Weg finden, ungeachtet der Auseinandersetzung mit den eigenen Kommunisten, die Beziehungen zu Sowjet-Rußland nicht nur zu erhalten, sondern zielbewußt weiter auszubauen."

Öffentliche Angriffe blieben nicht aus: Die Gesellschaft, angeblich auf Kunst und Wissenschaft orientiert, sei nicht frei von Politik. Steckte hinter solchen Vorwürfen nicht pure Heuchelei, so doch Illusion. Kam einer aus Holland oder Schweden zurück und erzählte, er habe dort ein Institut besucht, in dem fähige Physiker an klugen Experimenten tüfteln, nahm niemand Notiz außer ein paar Fachleuten. Die Sowjetunion aber, das war ein anderer Fall. Da brauchte einer nicht für den Sozialismus Partei zu ergreifen, es genügte, daß er im Land der Revolution statt Chaos und Barbarei ein funktionierendes physikalisches Institut gesehen hatte, und er war schon mittendrin in der Politik. Zu dieser unausweichlichen Konsequenz bekannte sich damals der Physiker Wilhelm Westphal, Professor an der Berliner Universität, und viele Mitglieder der Gesellschaft dachten wie er. Westphal schrieb in der Zeitschrift der Gesellschaft „Das neue Rußland": „So bin ich nie darüber im Zweifel gewesen, daß die Arbeit an der Wiederherstellung wissenschaftlicher Beziehungen zwischen Deutschland und Rußland zwar ihrer Natur nach Kulturarbeit…, aber letzten Endes in ihrer Auswirkung auch politisch sei. Und das – primär ungewollte – politische Ziel solcher Arbeit kann nur eines sein: der großen Aufgabe aller wahren europäischen Außenpolitik zu dienen, der europäischen Verständigung."

Erlebte und erfahrene Zeit, das ist das Antlitz eines Menschen. Was drückt es, betrachtet man es genau, nicht alles aus? Spiegel des Charakters, der Jahre, des Lebens. Keine Spur, keine Linie, kein Schatten ohne eigene Geschichte. In loser Folge zeigt FW Gesichter, die in der über siebenunddreißigjährigen Entwicklung der DDR nachhaltig das Gesicht unserer sozialistischen Nationalkultur mitprägten und mitprägen.

Nuria Quevedo

War da Spott in ihren Augen, als sie mein winziges Stutzen bemerkte? Sie nahm Sahne an ihren Kaffee. Wie dumm von mir, in solchen Mustern zu denken: In Spanien trinkt man den Kaffee schwarz. Nuria Quevedo ist Spanierin, Katalanin genauer, was einen großen Unterschied macht zu, sagen wir, Kastilierinnen oder Andalusierinnen.

„Nuria Quevedo ist eine Berlinerin aus Barcelona." Diesen Satz hat leider schon jemand vor mir erfunden. Was bedeutet es, mit vierzehn das südliche Zuhause zu verlassen und in einem so ganz anderen Land anzukommen? Wann ist man angekommen?

„Es war ein Abenteuer. Ein anderes Land, eine andere Welt, ich habe mich darauf einfach gefreut."

Dann, sofort, der Zusammenbruch aller Vorstellungen vom neuen Leben. Nein, ein Zusammenbruch nicht, besser: ein Zusammenstoß.

Nuria Quevedo wägt nicht jedes Wort, als wir an diesem Vormittag in ihrem Atelier zusammensitzen. Aber sie möchte sich genau ausdrücken. Behutsamkeit, Bedachtsamkeit – nicht Bedächtigkeit – sind in ihrer angenehmen, flüssigen Rede. So malt sie auch ihre Bilder, verhalten, nicht mit Verve. Eine langsame Quälerei, sagt sie, sie findet Genuß darin.

Zusammenstoß also, der Zusammenstoß mit einer harten Wirklichkeit. Das Nachkriegsberlin der frühen fünfziger Jahre, die Bitterkeit der Erkenntnis, daß nach vielen Jahren der Trennung das ersehnte, endlich vollständige Familienglück nicht mehr möglich ist. Mutter und Vater, er politischer Emigrant seit langem, waren sich, fern voneinander, fremd geworden.

Im Backfischalter, da Mädchen Freundinnen brauchen für Fröhlichkeit, Geheimnisse, Kümmernisse, war sie allein unter älteren Emigranten, stumm, wenn sie den engen Kreis verließ. Zwei Jahre lang lernte sie in der Einsamkeit Vokabeln, deutsch zu sprechen nicht. Das begann erst mit siebzehn. Auf der Arbeiter- und Bauern-Fakultät machte sie das Abitur. Fand zum ersten Mal seit Barcelona Freunde. Den einen Freund, der heute noch ihr Mann ist und der Vater ihrer sechsundzwanzigjährigen Tochter.

Sprache und Literatur, spanische und deutsche, gehören zu den Genüssen ihres Lebens. Mit Grafiken zu Werken großer Dichter, Cervantes, Hernández, Fühmann, Christa Wolf, ist Nuria Quevedo vielen vertraut geworden. Buchausstattungen – darunter für eine Gesamtausgabe von Scholochows Werken – gehörten zu den ersten Aufträgen der jungen Grafikerin nach der Kunsthochschule in Berlin-Weißensee und der Meisterschülerzeit bei Professor Werner Klemke. Nun selbst Mitglied der Akademie der Künste, wird auch sie bald Schüler haben.

Sie liebt Sprache, weiß Worte wohl zu setzen. Tiefste Verständigung aber erhofft sie über ihre Bilder. Lust am Malen kannte sie schon immer. So schön soll es werden, daß es einmal in einen Rahmen kommt, war ein Kindheitswunsch. Dann die Erfahrung, so Kontakte schließen, sich mitteilen zu können. Die ersten, die meisten, die besten Freunde hat sie durch ihre Bilder gefunden. Im Malen erfüllt sich ihr ein dringendes Bedürfnis, Zeugnis abzulegen, Beziehungen zur Welt herzustellen, nach Erkenntnis und Selbsterkenntnis. Jeder Künstler schreibt mit seinem Werk den eigenen Lebenslauf, hat sie einmal gesagt.

Nuria Quevedos Bilder prägen sich ein durch stille Eigenartigkeit, ohne Schmeichelei oder glitzernde Virtuosität. Sie fallen auf als karg, herb, verhalten. Bildnisse sind nicht zart und lieblich, eher schwer, manchmal knorrig, Landschaften nicht grandios, sondern eben, ruhig, aus innigem Abstand gesehen. Ein farbiges Schwarz hat man ihre Palette manchmal genannt. Viele, auch solche, die ihre Bilder mögen, finden sie sehr ernst und dunkel. Das Verhältnis zu Farben ist ganz subjektiv. Ihr bereitet eine reduzierte, aber sehr differenzierte Farbigkeit sinnlichen Genuß, andere deprimiert sie. Das verbreitete Vorurteil, dunkel sei immer traurig, verführt leicht dazu, die Künstlerin für sehr ernst zu halten.

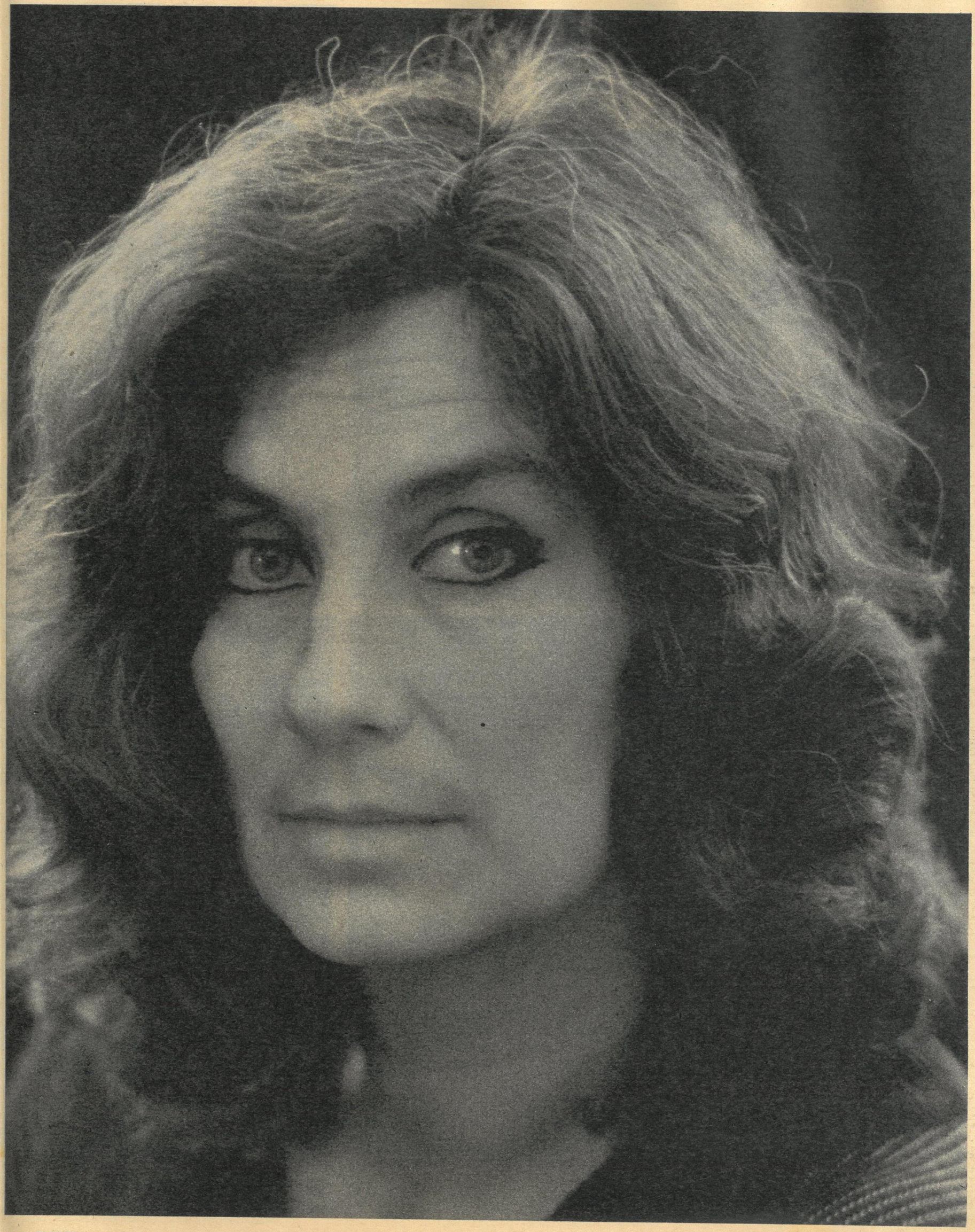
„Aber ich bin von geradezu naiver Lachlust. Ich habe Spaß an geistreichen Leuten. Leider bin ich gar nicht schlagfertig. Dabei ist das eine absolut spanische Eigenschaft. Daß ich davon so gar nichts abbekommen habe!"

Die Erfahrungswelt der Malerin Nuria Quevedo ist im Gruppenporträt „Dreißig Jahre Exil", in Bildern wie dem „Eßzimmer" der Großmutter in Barcelona, der „Heimkehr des Ritters von der traurigen Gestalt", dem „Paar", „Mutter und Tochter", in Mecklenburger Landschaften, auch in spanischen, in den „Fischern am Baikal". Diese sibirische Reise hatte sie sich sehr gewünscht. Durch Dostojewski, Tschechow, Gorki, Trifonow war die Neugier auf Russisches groß. Sie ist Landschaften und Menschen begegnet, an die sie sich mit Wärme erinnert.

Nuria Quevedo reist gern, sie kommt auch gern nach Hause. Der Blick vom Atelier geht über Friedrichshainer Altbauten, uns beiden vertraut, wie wir feststellen. Als Abiturientin hat sie gerade hier Steine geklopft, wo auch ich schon immer wohne, vielleicht haben wir jahrelang beim gleichen Bäcker eingekauft. Doch für sie ist es anders. Zwanzig Jahre war da der Gedanke, vielleicht doch zurückzugehen nach Barcelona.

Kann man ewig in einem Provisorium leben, mit Familie, Freunden, geachteter Arbeit, die hier gewachsen ist? Seit Jahren schon kann sie wieder nach Spanien reisen. Vielleicht weiß sie seitdem: Die Bindungen hier sind stärker. Sehnsucht bleibt immer. Ein Gefühl von Zuhausesein, ein Gefühl von Fremdsein. Hier und dort. „Dazugehören und Fremdsein. Wenn man es endlich annimmt als Eigenart seiner Biographie, dann ist es eine große Bereicherung."

Constanze Treuber (Text)
Barbara Köppe (Foto)



Au weia, dieser Vitja legt aber los! Kunststück, der macht das schon zwei Jahre. Daß ich ihm bloß nicht auf die Füße trample…

Also eine Plissezkaja ist diese Inessa gerade nicht. Fehlt nur noch, daß die anderen lachen…

Nun seh' ich ganz schön alt aus. Wetten, daß die Kleine gleich anfängt zu heulen…

Mammi, Mammi, ich will nicht mehr, ich möchte nach Hause…

Gehört und gesehen in Riga:

Intermezzo

Es ist das gute Recht jeglicher Eltern, ihr Kind für das talentierteste und graziöseste der Welt zu halten. In dieser Hinsicht bilden jene, die zu Igor Biljanski ins Rigaer Klubhaus der Autoarbeiter kommen, keine Ausnahme. Hier nun erweist sich der erfahrene Tanzpädagoge (23 Jahre Umgang vor allem mit Müttern, die meisten Väter sähen den Sprößling lieber auf dem Fußballfeld oder bei einer anderen handfesten Sportart) als wahrer Übervater. Er erkennt mit unbestechlichem Blick, wer wirklich Veranlagung hat und wer zu wem paßt und spannt die Paare entsprechend zusammen. Das geht nicht immer ohne Widerstand.

Wenige Stunden, nachdem Volkmar Billeb den mißglückten Walzer von Inessa und Vitja fotografiert hatte, erlebten wir im Sportpalast der lettischen Hauptstadt ein internationales Tanzturnier der Großen. Begeistert umjubelt die Solodarbietung des renommierten Paares Biruta und Juris Baumanis. „Sie sind auch schon als kleine Kinder zu mir gekommen", so Igor Biljanski sehr glücklich, „ich hab sie zusammengestellt, aber sie wollten nicht miteinander tanzen, Juris ist sogar aus dem Studio gelaufen. Ich hab sie wieder zusammengebracht, später haben sie sich befreundet, verliebt, danach geheiratet, vor zehn Jahren nun schon. Das ist mir in noch vier anderen Fällen passiert, daß die ein Paar fürs Leben geworden sind, die ich als Tänzer füreinander geeignet fand."

Wen es interessiert: der Turniertanz als eine Art Massensport hat in der UdSSR in den letzten zehn Jahren großen Aufschwung genommen. Ausgehend von Riga, Tallinn und Leningrad verbreitete er sich bis in die mittelasiatischen Sowjetrepubliken, genauso wie nach Sachalin und Kamtschatka im Fernen Osten. Und wer kann heute schon wissen, ob das Leben Igor Biljanski nicht ein weiteres Mal bestätigt und die Helden unserer kleinen Bildgeschichte dereinst auf einem Allunions- oder internationalen Tanzfest auf eleganteste Weise Furore machen...

Fritz Jahn (Text)
Volkmar Billeb (Fotos)

Gut, meinetwegen, aber nur damit Mutti nicht so traurig guckt...

Fein so, Kinder, wer sagt's denn, und eins-zwei-drei...

Als Arbeiter, Rotarmist und Ingenieur, als Dichter, Prosaiker und Agitator befand sich Andrej Platonow (1899–1951) inmitten der Konflikte der nachrevolutionären Umgestaltung, die er anfangs mit bissiger Satire und später immer tiefer lotend behandelte – auf der Suche nach den ethischen Werten einer neuen Welt. Sein literarisches Werk fand erst nach seinem Tode Eingang in die Weltliteratur. Im vergangenen Jahr begann Lola Debüser für den Verlag Volk und Welt mit frühen Novellen die Herausgabe einer neuen Platonow-Ausgabe, die jetzt mit dem Erzählband „Müllwind" fortgesetzt wird, dem wir unsere Geschichte im Vorabdruck entnahmen.

In der Gebietsstadt war eine alte Frau gestorben. Ihr Mann, ein siebzigjähriger Arbeiter in Rente, ging zum Telegraphenamt und gab nach verschiedenen Regionen und Republiken sechs Telegramme gleichen Inhalts auf: „Mutter gestorben komm Vater."
Eine ältere Angestellte des Telegraphenamtes zählte lange das Geld, verrechnete sich, schrieb die Quittungen aus und drückte mit zitternder Hand den Stempel auf. Der alte Mann sah sie durch das Holzfensterchen mit geröteten Augen sanftmütig an und dachte zerstreut an irgend etwas, bemüht, den Kummer von seinem Herzen abzulenken. Die ältere Angestellte hatte, so schien ihm, auch ein gebrochenes Herz und eine für immer verwirrte Seele, vielleicht war sie Witwe oder eine böswillig verlassene Ehefrau. Darum arbeitete sie jetzt langsam, kam mit dem Geld durcheinander, büßte Gedächtnis und Aufmerksamkeit ein; selbst für eine gewöhnliche, einfache Arbeit braucht der Mensch inneres Glück.
Nachdem der alte Vater die Telegramme aufgegeben hatte, ging er wieder nach Hause; er setzte sich auf einen Hocker neben den langen Tisch, zu den kalten Füßen seiner verstorbenen Frau, rauchte, flüsterte traurige Worte, beobachtete das einsame Leben des grauen Vogels, der im Käfig von Stange zu Stange hüpfte, weinte ab und zu still vor sich hin, beruhigte sich wieder, zog die Taschenuhr auf, blickte zum Fenster, vor dem sich das Wetter in der Natur ständig änderte – mal fielen Blätter zusammen mit nassen müden Schneeflokken, mal regnete es, mal schien eine späte Sonne, die genausowenig wärmte wie ein Stern –, der alte Mann wartete auf seine Söhne.
Der erste Sohn, der älteste, kam schon am nächsten Tag mit dem Aeroplan. Die übrigen fünf Söhne fanden sich im Verlauf der nächsten beiden Tage ein.
Einer von ihnen, der drittälteste, brachte seine Tochter mit, ein sechsjähriges Mädchen, das seinen Großvater noch nie gesehen hatte.
Die Mutter wartete auf dem Tisch schon den vierten Tag, aber ihr Körper roch nicht nach Tod, so rein war er von Krankheit und dörrender Auszehrung; nachdem sie ihren Söhnen ein strotzendes gesundes Leben geschenkt hatte, behielt sie für sich selbst ihren sparsamen dürftigen kleinen Körper, den sie lange zu bewahren suchte, und sei es in kümmerlichstem Zustand, einzig, um ihre Kinder zu lieben und zu bewundern, bis sie starb.
Die hünenhaften Männer – zwischen zwanzig und vierzig – umstanden stumm den Sarg auf dem Tisch. Sie waren sechs, der siebente war der Vater, kleiner als sein jüngster Sohn und schwächer. Der Großvater hielt auf dem Arm die Enkeltochter, sie kniff die Augen zu aus Angst vor der toten fremden Frau, die das Mädchen unter gesenkten Lidern mit weißen Augen starr ansah.
Die Söhne weinten schweigend spärliche, bisher zurückgehaltene Tränen, verzogen das Gesicht, um ohne Laut das Leid auszuhalten.

Ihr Vater weinte nicht mehr, er hatte sich vorher schon allein ausgeweint und betrachtete jetzt mit verstohlener Erregung, mit unangebrachter Freude das machtvolle halbe Dutzend seiner Söhne. Zwei von ihnen waren Seeleute, Schiffskommandanten, einer war Moskauer Schauspieler, einer – der mit der Tochter – Physiker und Kommunist, der jüngste studierte Agronomie, und der älteste Sohn war Abteilungsleiter in einem Flugzeugwerk und trug auf der Brust einen Orden für seine verdienstvolle Arbeit. Alle sechs, und als siebenter der Vater, umstanden still die tote Mutter und beweinten sie schweigsam, sie verbargen voreinander ihre Verzweiflung, ihre Erinnerung an die Kindheit, an das gestorbene Glück der Liebe, das fortwährend und uneigennützig im Herzen der Mutter geboren worden war und die Söhne immer – über Tausende Werst hinweg – gefunden hatte, und sie hatten das beständig und unbewußt gespürt und waren stärker geworden in dieser Gewißheit und mutiger vorangekommen im Leben. Nun hatte sich die Mutter in einen Leichnam verwandelt, sie konnte niemanden mehr lieben und lag da wie eine gleichgültige fremde alte Frau.

Jeder ihrer Söhne fühlte sich jetzt einsam und verzagt, es war, als hätte irgendwo im dunklen Feld eine Lampe auf dem Fensterbrett eines alten Hauses gebrannt und die Nacht erhellt, die fliegenden Käfer, das blaue Gras, den Mükkenschwarm in der Luft – die ganze Kinderwelt rings um das alte Haus, das verlassen war von den darin Geborenen; in diesem Haus waren die Türen nie verschlossen gewesen, damit die zurückkehren konnten, die fortgegangen waren, aber keiner war je zurückgekommen. Und jetzt schien das Licht im nächtlichen Fenster schlagartig erloschen zu sein, und die Wirklichkeit war Erinnerung geworden.
Kurz vor ihrem Tod hatte die alte Frau ihrem Mann eingeschärft, ein Geistlicher solle die Totenmesse für sie lesen, solange sie im Haus liege, hinaustragen und ins Grab senken könne man sie ohne Popen, damit die Söhne sich nicht kränkten und in Ruhe ihrem Sarg folgen könnten. Die alte Frau glaubte nicht so sehr an Gott, sie wollte vielmehr, daß ihr Mann, den sie ihr Leben lang geliebt hatte, beim Singsang der Gebete und beim Schein der Wachskerzen über ihrem toten Gesicht stärker um sie trauerte und litt; sie wollte sich nicht ohne Feierlichkeit und ohne Gedenken vom Leben trennen. Nach der Ankunft seiner Kinder suchte der alte Mann lange nach einem Popen, schließlich brachte er gegen Abend einen Menschen mit, ein altes Männlein, zivil gekleidet, rosig von pflanzlicher Fastennahrung, mit lebhaften Augen, in denen kleinliche zweckgerichtete Gedanken blitzten. Der Pope trug an der Hüfte eine Kommandeurstasche; darin hatte er seine geistlichen Utensilien: Weihrauch, dünne Kerzen, ein Buch, das Epitrachilion und ein kleines Weihrauchfaß am Kettchen. Rasch stellte er rings um den Sarg Kerzen auf und zündete sie an, entfachte den Weihrauch im Fäßchen und begann ohne Übergang, ohne Vorankündigung die Lesung aus dem Buch herunterzubrabbeln. Die Söhne im Zimmer standen auf; sie fühlten sich unbehaglich und irgendwie peinlich berührt. Sie standen unbeweglich, einer hinter dem andern, zu Füßen des Sarges, die Augen gesenkt. Vor ihnen sang und brabbelte hastig, beinahe ironisch, der betagte alte Mann und betrachtete mit kleinen, verstehenden Augen die Garde der Nachkommenden der toten alten Frau. Teils fürchtete, teils achtete er sie und hätte offenbar nichts dagegen gehabt, mit ihnen eine Unterhaltung anzuknüpfen und sogar seine Begeisterung für den Aufbau des Sozialismus zu äußern. Aber die Söhne schwiegen, keiner, nicht einmal der Mann der alten Frau, bekreuzigten sich, es war eine Totenwache und keine Teilnahme am Gottesdienst.
Als der Pope die flüchtige Totenmesse beendet hatte, sammelte er rasch seine Sachen ein, löschte dann die am Sarg brennenden Kerzen und verstaute all seine Habe wieder in der Kommandeurstasche. Der Vater der Söhne gab ihm Geld in die Hand, und der Pope zwängte sich ohne Verzug durch die in einer Reihe stehenden sechs Männer, die ihm keinen Blick gönnten, und huschte ängstlich zur Tür hinaus. Eigentlich wäre er gern in diesem Haus zum Leichenschmaus geblieben, um über die Perspektiven von Kriegen und Revolutionen zu plaudern und um für lange Zeit Trost zu empfangen von der Begegnung mit den Vertretern der neuen Welt, die ihn insgeheim faszinierte, in die er aber nicht eindringen konnte; wenn er allein war, träumte er davon, irgendwann eine Heldentat zu vollbringen, um in die glänzende Zukunft, in den Kreis der neuen Generationen vorzustoßen, ebenfalls hatte er bei dem örtlichen Flugplatz ein Gesuch eingereicht, ihn in die höchste Höhe zu fliegen und ohne Sauerstoffmaske mit Fallschirm abzuwerfen, aber er hatte keine Antwort bekommen.
Am Abend richtete der Vater im zweiten Zimmer sechs Ruhelager her, die Enkelin bekam den Platz neben ihm in dem Bett, in dem vierzig Jahre lang seine Frau geschlafen hatte. Das Bett stand im großen Zimmer, in dem sich der Sarg befand, und die Söhne waren ins andere gegangen. Der Vater blieb in der Tür stehen, bis sich seine Kinder ausgezogen und hingelegt hatten, dann schloß er die Tür und ging zur Enkelin schlafen, nachdem er überall das Licht gelöscht hatte. Die Enkelin schlief schon, allein in dem breiten Bett, die Decke über den Kopf gezogen.
Der alte Mann blieb im nächtlichen Schummer ein Weilchen über sie gebeugt stehen; der frisch gefallene Schnee vor den Fenstern fing das kärgliche diffuse Licht des Himmels ein und erhellte die Dunkelheit im Zimmer. Der alte Mann trat an den offenen Sarg, küßte Hände, Stirn und Lippen seiner Frau und sagte zu ihr: „Ruh dich jetzt aus."
Er legte sich behutsam neben die Enkelin und schloß die Augen, damit sein Herz alles vergesse. Er schlummerte ein und wachte plötzlich wieder auf. Aus dem Zimmer, in dem die Söhne schliefen, drang ein Lichtschein unter der Tür her-

vor – sie hatten das elektrische Licht wieder angezündet, und Lachen und lebhafte Unterhaltung drangen herüber.

Das Mädchen begann sich bei dem Lärm herumzuwälzen, vielleicht war sie ebenfalls wach und wagte nur nicht, den Kopf unter der Decke hervorzustecken – aus Angst vor der Nacht und der toten alten Frau.

Der älteste Sohn sprach mit Leidenschaft, mit der Begeisterung der Überzeugung von hohlen Metallpropellern, und seine Stimme klang satt und mächtig, es war zu spüren, daß er gesunde, rechtzeitig ausgebesserte Zähne und einen tiefen roten Kehlkopf hatte. Die Seeleute erzählten von Begebenheiten in ausländischen Häfen und lachten dann, weil ihnen der Vater die alten Decken gegeben hatte, mit denen sie sich schon in der Kindheit und Jugend zugedeckt hatten. Auf diese Decken waren oben und unten weiße Nesselstreifen mit der Aufschrift „Kopf“ oder „Füße“ aufgenäht, damit die Decke immer richtig hingelegt wurde und das schmutzige, verschwitzte Fußteil nicht das Gesicht berührte. Dann rang der eine Seemann mit dem Schauspieler, und sie balgten sich auf dem Fußboden wie in der Kindheit, als sie alle zusammen lebten. Der jüngste Sohn stachelte sie an und versprach, mit der linken Hand mit beiden fertig zu werden. Offenkundig liebten alle Brüder einander und freuten sich über das Wiedersehen. Viele Jahre waren sie nicht zusammengekommen, und es war ungewiß, wann sie in Zukunft wieder zusammenkommen würden. Vielleicht erst zur Beerdigung des Vaters? Im Eifer des Gefechts stießen die beiden Brüder einen Stuhl um und hielten einen Moment inne, aber dann wurde ihnen wohl bewußt, daß die Mutter ja tot war und nichts mehr hörte, und sie machten weiter. Bald darauf bat der älteste Sohn den Schauspieler, leise etwas zu singen, denn er kenne doch schöne Moskauer Lieder. Aber der Schauspieler sagte, es falle ihm schwer, so mir nichts, dir nichts loszusingen. „Deckt mir was über“, bat der Moskauer Schauspieler. Sie bedeckten ihm das Gesicht, und er sang, unter der Deckung hervor, um sich nicht genieren zu müssen. Während er sang, stellte der jüngste Sohn irgend etwas an, worauf hin sein Bruder aus dem Bett fiel, auf den dritten, der am Boden lag. Alle lachten und forderten den Jüngsten auf, den Heruntergefallenen sofort mit der linken Hand hochzuheben und ihn ins Bett zu legen. Der Jüngste antwortete leise seinen Brüdern, und zwei von ihnen brachen in so lautes Gelächter aus, daß die Enkelin im dunklen Zimmer den Kopf unter der Decke hervorstreckte und rief:

„Großvater! Großvater! Schläfst du?“

„Nein, ich schlafe nicht, ich lieg nur so“, sagte der alte Mann und hüstelte.

Das Mädchen konnte sich nicht mehr beherrschen und schluchzte auf. Der alte Mann streichelte ihr das Gesicht, es war naß.

„Warum weinst du?“ fragte flüsternd der Alte.

„Mir tut die Großmutter leid“, sagte das Mädchen. „Alle leben und lachen, bloß sie ist gestorben.“

Der alte Mann sagte nichts. Er schniefte und hüstelte. Das Mädchen bekam Angst und richtete sich auf, um den Großvater besser zu sehen und um zu wissen, daß er nicht schlief. Sie betrachtete sein Gesicht und fragte:

„Warum weinst du auch? Ich hab aufgehört.“

Der Großvater streichelte ihr das Köpfchen und antwortete flüsternd:

„Ach... Ich weine nicht, das ist Schweiß bei mir.“

Das Mädchen saß im Bett neben dem alten Mann.

„Hast du Sehnsucht nach der alten Frau?“ fragte sie. „Wein lieber nicht: Du bist alt und wirst bald sterben, dann weinst du sowieso nicht mehr.“

„Ich hör ja auf“, antwortete leise der alte Mann.

Im anderen, lauten Zimmer trat plötzlich Stille ein. Einer der Söhne hatte zuvor etwas gesagt. Darauf waren alle verstummt. Der eine Sohn brachte wieder leise etwas vor. An der Stimme erkannte der alte Mann, daß es der dritte Sohn war, der Physiker, der Vater des Mädchens. Bislang war er nicht zu hören gewesen: Er hatte nichts gesagt und nicht gelacht. Mit irgend etwas hatte er seine Brüder zur Ruhe gebracht, so daß sie sich nicht mal mehr unterhielten.

Bald darauf öffnete sich die Tür, und der dritte Sohn kam heraus, angezogen wie am Tage. Er trat zur Mutter im Sarg und beugte sich über ihr undeutliches Gesicht, in dem für keinen mehr ein Gefühl war.

Es war still geworden zu so später Nacht. Niemand ging oder fuhr die Straße entlang. Die fünf Brüder rührten sich nicht im anderen Zimmer. Der alte Mann und seine Enkelin beobachteten den Sohn und Vater und hielten vor Aufmerksamkeit den Atem an.

Der dritte Sohn richtete sich plötzlich hoch auf, streckte in der Dunkelheit die Hand aus und griff nach dem Sarg, fand daran aber keinen Halt, verrückte ihn nur ein wenig auf dem Tisch und stürzte zu Boden. Sein Kopf schlug wie etwas Fremdes auf die Dielenbretter, doch der Sohn gab keinen Laut von sich – nur seine Tochter schrie auf.

Die fünf Brüder kamen in Unterwäsche zu ihrem Bruder gelaufen und trugen ihn zu sich, um ihn zu Bewußtsein zu bringen und zu beruhigen. Als nach einer Weile der dritte Sohn zu sich kam, hatten die übrigen Söhne bereits ihre Uniform und sonstige Kleidung an, obwohl es erst kurz nach eins war. Sie verteilten sich, einzeln, heimlich, über die Wohnung, über den Hof, über die ganze Nacht rings um das Haus, wo sie in der Kindheit gelebt hatten, und dort weinten sie, flüsterten Worte und beklagten sich, als stünde die Mutter über jedem, hörte ihn und grämte sich, daß sie gestorben war und ihre Kinder veranlaßt hatte, um sie zu trauern; wenn sie gekonnt hätte, wäre sie am Leben geblieben, damit sich keiner um sie härmte, nicht sein Herz und seinen Körper, den sie geboren hatte, für sie aufbrauchte. Aber die Mutter hatte es nicht ausgehalten, lange zu leben.

Am Morgen hoben die sechs Söhne den Sarg auf die Schultern und trugen ihn fort, um ihn einzugraben, der alte Mann nahm das Mädchen auf den Arm und folgte ihnen; er hatte sich nun daran gewöhnt, um die alte Frau zu trauern, und war zufrieden und stolz, daß diese sechs starken Menschen ihn genauso beerdigen würden, nicht schlechter.

1936

Deutsch von Renate Landa

Illustration: Werner Lahr

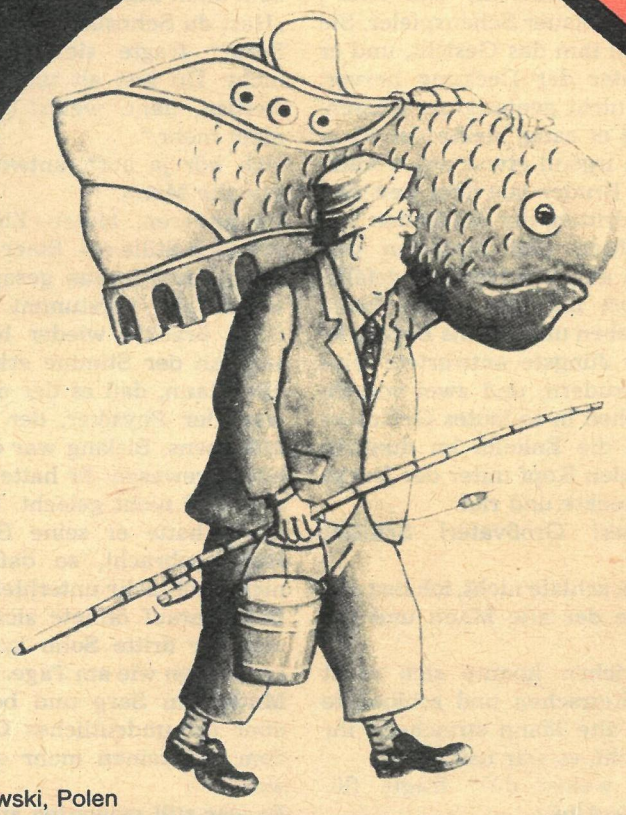
HUMOR ★ Gabrovoer Spitzen

Das Telegramm

Ein Gabrovoer machte eine Geschäftsreise. Nachdem er seine Waren losgeschlagen hatte, wollte er seiner Frau telegrafisch seine Rückkehr melden: „ware gut verkauft stop ankomme gabrovo freitag abend stop dein dimiter."
Das Telegramm schien ihm zu lang, und er überlegte: Meine Frau weiß auch so, daß ich meine Ware immer gut an den Mann bringe. Er strich das Überflüssige aus und schrieb „ankomme freitag abend stop dein dimiter."
Das schien ihm immer noch zu teuer. Ist doch klar, daß ich nach Gabrovo zurückfahre, und natürlich am Freitag, ich werde doch nicht unnütz Geld ausgeben. Er strich auch die anderen Worte aus, und so blieb nur „dein dimiter" übrig. Ist doch klar, daß ich ihr dimiter bin, wozu also telegrafieren? sprach er und verließ das Postamt.

Wenn's durchgeht

In einem Dorf in der Umgebung von Gabrovo stellte man einen Schulmeister an. Als Bezahlung sollte er von jeder Familie zwei Eimer Branntwein bekommen. Zweihundert Familien, das sind vierhundert Eimer. Damit konnte er ein gutes Geschäft machen. Als die Einwohner den Schnaps zu brennen anfingen, stellte der Schulmeister ein großes Faß bereit, und die Leute brachten den versprochenen Lohn. Zweihundert Häuser – vierhundert Eimer!
Als Käufer kamen und den Branntwein kosteten, stellte sich heraus, daß im Faß pures Wasser war. Jeder hatte gedacht, daß zwei Eimer Wasser dem starken Schnaps nichts anhaben würden.

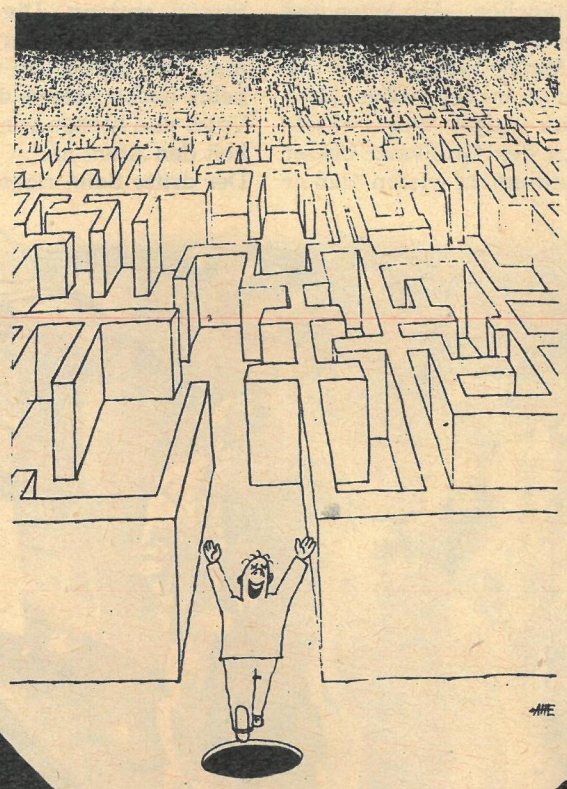


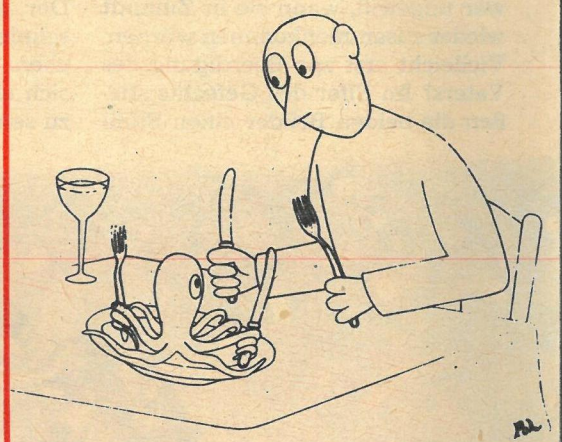
Miroslaw Zdrodowski, Polen

Wenn dieses Symbol – der Katzenkopf – auftaucht, wissen die Kenner: Gabrovo ruft zur Internationalen Biennale des Humors und der Satire. Ihr Schrei verhallte auch in diesem Mai nicht ungehört: 2724 Jünger des Lachens – Maler, Illustratoren, Karikaturisten, Bildhauer, Grafiker, Fotografen schickten 6888 Arbeiten ein. Zu se-

Laszlo Dluhopolszky, Ungarn

Ane Vasilevski, Jugoslawien





Louis Postruzin, Australien

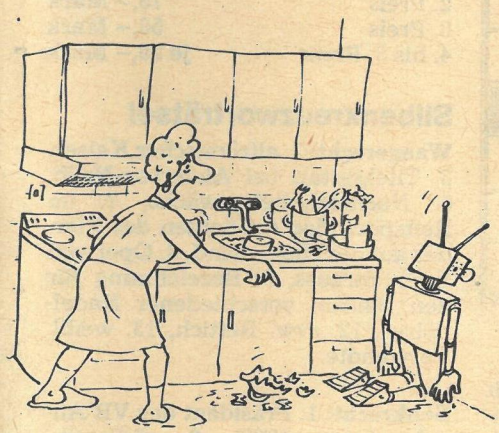
Der gabrovobewußte Reiseschneck von Steger

Von den Gabrovoern muß man wissen:

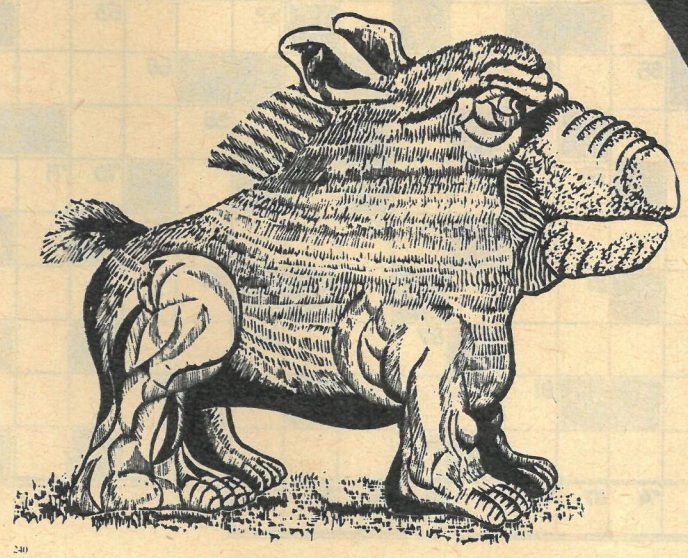
...daß sie keine glatten Holzscheite kaufen, sondern knorrige vorziehen, da wird ihnen schon beim Hacken warm.

...daß sie beim Bauen, damit sie weniger für das Grundstück zu zahlen brauchen, das Erdgeschoß schmaler bauen und den zweiten Stock weit darüber hinaus ragen lassen.

hen waren allerdings nur 672. Die Jury legt Wert darauf, einen verwöhnten Geschmack zu haben! Karin Kopp, Hannes Schreiber und Katja Georgiewa von SOFIA-PRESS waren in der bulgarischen Stadt und präsentieren heute Spitzzüngiges international, unter besonderer Berücksichtigung der unübertrefflichen Gastgeber.



Petr Urban, ČSSR



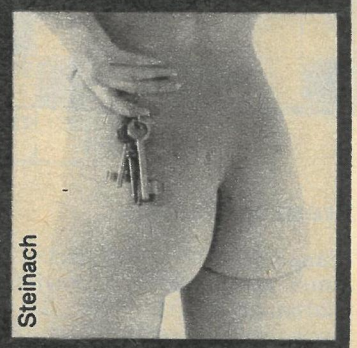
Morgenmuffel

Ojala Hannu, Finnland

Übertrumpft

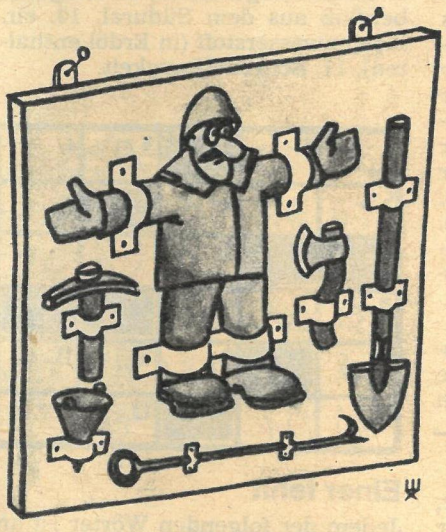
Die Einwohner verschiedener Städte trafen einmal zusammen und rühmten sich der guten Dinge, die es bei ihnen gäbe. Da keiner hinter dem anderen zurückstehen wollte, beschlossen sie, wieder zusammenzukommen und das beste Gericht aus ihrem Heimatort mitzubringen. Gesagt, getan.

Der aus Chaskowo brachte ein am Spieß gebratenes Lamm, der aus Jambol Kuttelflecksuppe, der aus Burgas Bratfisch, der aus Gorna Orjachowiza Bratwurst, der aus Tolbuchin knuspriges Brot, der aus Plowdiw Obst, der aus Karlowo Erdnüsse, der aus Trojan Pflaumenschnaps, der aus Assenowgrad Wein, der aus Rasgrad Joghurt und der aus Gabrovo ... seinen Bruder.



Steinach

Ganz-Akt nach Gabrovoer Art



Boris Cholmowski, UdSSR

Zheng Xin-Yao, China

Lügensack

Die Dörfler aus der Umgebung von Gabrovo, die mit ihren Wagen durch die Gegend zogen, um ihre Ware zu verkaufen, waren ständig unterwegs. Ging es eine Anhöhe hinauf, taten sie in den Futtersack ein wenig Hafer, so daß das Pferd zwar daran riechen, aber ihn nicht fressen konnte. Verlockt durch den Geruch, beschleunigte es seinen Schritt und erklomm die Anhöhe. An die Findigkeit der Gabrovoer Hausierer erinnert noch heute ein Dorf in der Nähe von Gabrovo, das Torbalashi (Lügensack) heißt.

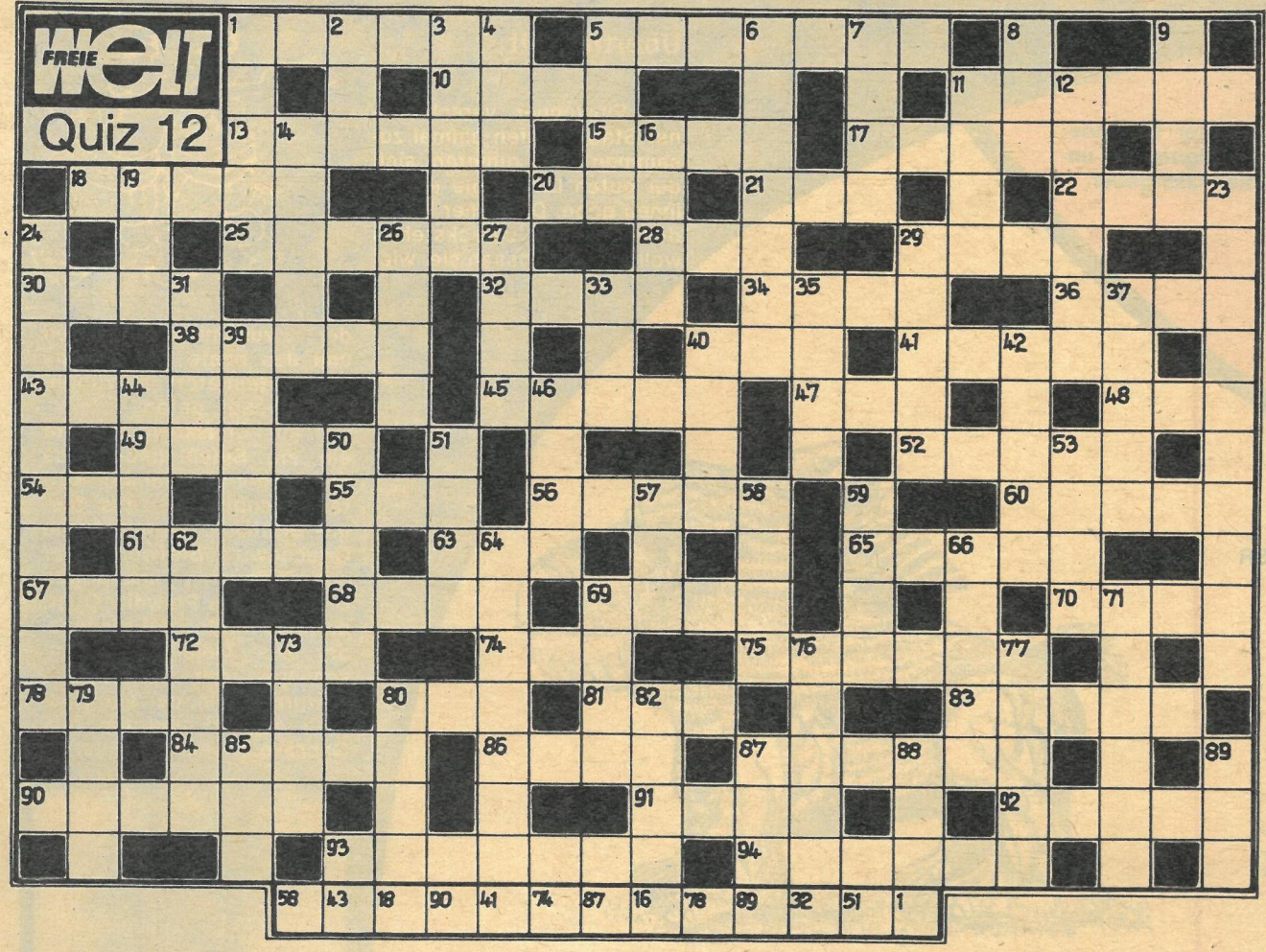
...daß sie die Hühner jenseits des Balkangebirges kaufen. Nach jedem Tunnel glauben die Hühner, der Tag bricht an, und legen ein Ei.

...daß sie den Störchen Enteneier unterlegen, damit sie ihnen Entenküken ausbrüten. Deshalb gibt es in Gabrovo keine Störche.

Schlitzohren

Ein Dienstreisender telegrafierte seiner Firma in Gabrovo: „Überschwemmung. Eisenbahnlinie unterbrochen. Drahtet Anweisungen." Die Antwort traf umgehend ein:
„Seit gestern sind Sie im Jahresurlaub."

Aus „Humor aus Gabrovo", gesammelt von S. Fortunow/P. Prodanow
Vignetten: Boris Dimowski



Kreuzworträtsel

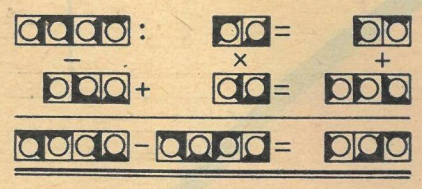
Waagerecht: 1. sowjetischer Bildhauer (1900–1984), 5. sowjetischer Bildhauer (1891–1966), 10. Vorname des Schriftstellers Ehrenburg, 11. sowjetischer Pianist (1907–1974), 13. Klapper, Knarre, 15. oberer Abschluß des Schiffsrumpfes, 17. Hauptgebäude der mittelalterlichen Burg, 18. Entlohnung der Seeleute, 20. Stadt in Marokko, 21. Lebensbund, 22. Futternapf, 25. deutscher Astronom, Physiker und Mathematiker (1571–1630), 28. Hauseinfahrt, 29. früher Bezeichnung für Truppenspitze, 30. hochentwickeltes Säugetier, 32. Nadelbaum, 34. Hühnerprodukt (Mz.), 36. Teil der Kanone, 38. Kopfbedeckung der altpersischen Könige, 40. Gefrorenes, 41. Triebkraft, wirkende Ursache, 43. chemisches Element, Gas, 45. sowjetischer Hubschrauberkonstrukteur (1902–1973), 47. Beklemmung, 48. Raum außerhalb des Spielfeldes, 49. russisch-sowjetische Lyrikerin und Erzählerin (1890–1972), 52. kurzgebratene Fleischscheibe, 54. griechische Insel, 55. Erfüllungsstand, 56. Stadt in Mittelfrankreich (an der Loire), 60. Hafenstadt der USA (Florida), 61. Teil des Klaviers, 63. Ausstellungsgelände in Erfurt, 65. Bekleidungsstück, 67. Papierzählmaß, 68. Festkleidung, 69. Zirbelkiefer, 70. Aufgeld, Aufschlag, 72. feststehendes Seezeichen, 74. Löwe (dichter.), 75. Staat in Mittelamerika, 78. Schwermetallkern der Erde, 80. befestigtes Hafenufer, 81. Abkürzung für Elektrokardiogramm, 83. von unten gestützter balkonartiger Vorbau, Söller, 84. Stadt in Mittelitalien, 86. Papagei des indoaustralischen Gebiets, 87. vulkanisches Gestein, 90. sowjetischer Filmregisseur (1896–1954), Bahnbrecher des sowjetischen Dokumentarfilms, 91. Liebesgott (griech. Sage), 92. Werktätiger in der Mongolischen Volksrepublik, 93. sowjetischer Biologe, Genetiker (geb. 1907), 94. russisch-sowjetischer Kinderbuchautor (1894–1959), u. a. „Mäuschen Pik".
Senkrecht: 1. Fluß in der UdSSR (Nordkaukasien), 2. Fruchtbrei, 3. Rückentragekorb, 4. Nebenfluß des Rheins, 5. Insektenlarve, 6. Bienenzucht, 7. Zitterpappel, 8. grober orientalischer Wollstoff, 9. Getreidespeicher, 11. Familie der Schwanzlurche, 12. Frühlingsfest, 14. Wettkampfstätte, 16. Angehöriger eines Volkes der UdSSR, 19. Fußballmannschaft, 23. sowjetischer Maler (1881–1963), 24. Turkvolk in der UdSSR, 26. älteste Abteilung des Juras, 27. Turngerät, 29. Geruchsverschluß, 31. englische Schulstadt westlich von London, 33. sowjetische Eisenbahnlinie (Abk.), 35. Nebenfluß der Donau, 37. Hafenstadt in Japan, 39. Schneeleopard, 40. früheres Küstenfischereifahrzeug, 42. Ölbaumharz, 44. Zusammenstellung, Verzeichnis, 46. Frauenname (Kurzf.), 50. Turnerabteilung, 51. Schreibweise, 53. Oper von Verdi, 57. Zeitmesser, 58. Bühnentanz, 59. Stadt an der Elbe, 62. Sammelbezeichnung für verschiedene fasrige Minerale, 64. italienischer Naturwissenschaftler (1564–1642), 66. Schiffstagereise, 69. österreichischer Erfinder des Gasglühlichtes (1858–1929), 71. russisch-sowjetischer Maler und Kunsthistoriker (1871–1960), 73. Hauptstadt einer Sowjetrepublik, 76. armenisch-sowjetischer Schriftsteller (1878–1964), 77. Gebirge in der UdSSR, 79. Gedanke, Einfall, 80. Sportboot, 82. harzreiches Holz, 85. elektrisch geladenes Masseteilchen, 87. Wintersportgerät, 88. Vorfahr, 89. Sportstadion in Budapest.

Unser heute gesuchtes Lösungswort ist die Bezeichnung für eine Sehenswürdigkeit, die in dem Städtchen Alupka, das im Verwaltungsgebiet Groß-Jalta liegt, direkt auf den Felsen der Steilküste zum Schwarzen Meer zu finden ist.
Auf dem üblichen Weg über die Buchstaben in den Zahlenfeldern (Zahlenleiste am Rätselrand) kommen Sie, liebe Rätselfreunde, zu dem gewünschten Ergebnis. Ihre Antwort erwartet die Redaktion „FREIE WELT", Postfach 8, Berlin, 1056, auf einer Postkarte, da Briefe nicht gewertet werden können. Und bitte die Marke Quiz 12 oder die ausgefüllte Zahlenleiste auf der Karte nicht vergessen!
Einsendeschluß ist der 8. Juli 1987 (Poststempel).
Die Auflösung und Namen der Gewinner veröffentlichen wir im Heft 16/1987 der FREIEN WELT. Der Rechtsweg ist ausgeschlossen.
Sie können gewinnen:

1. Preis	100,– Mark
2. Preis	75,– Mark
3. Preis	50,– Mark
4. bis 8. Preis	je 25,– Mark

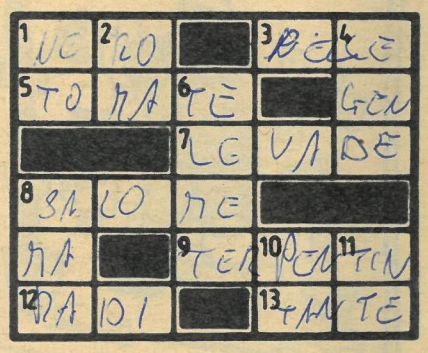
Raten und Rechnen

Jedes Karo bedeutet eine Ziffer; gleiche Karos bedeuten also immer gleiche Ziffern. Diesen Angaben entsprechend sind die Ziffern zu finden, die – in die runden Mittelfelder der Figuren eingesetzt – die waagerechten und senkrechten Aufgaben richtig lösen.



Silbenkreuzworträtsel

Waagerecht: 1. altrömischer Kaiser, 3. Titelgestalt bei Andersen-Nexö, 5. Nachtschattengewächs, 7. im Reitsport: das Aufrichten des Pferdes auf die Hinterhand, 8. Oper von Rich. Strauss, 9. Bezeichnung für den Balsam verschiedener Nadelhölzer, 12. svw. Rettich, 13. weibl. Verwandte.
Senkrecht: 1. Präsident der VR Angola (gest. 1979), 2. südeurop. Hauptstadt (i. d. Landessprache), 4. Zeichenerklärung auf Landkarten, 6. Entfernungsmesser, 8. Wolganebenfluß aus dem Südural, 10. ein Kohlenwasserstoff (in Erdöl enthalten), 11. Schreibflüssigkeit.



Einer fehlt

Jedem der folgenden Wörter ist an gleicher Stelle ein weiterer Buchstabe hinzuzufügen, so daß andere Begriffe entstehen:
Stoa – Kanne – Marne – Schott – Stil
Die neu eingesetzten Buchstaben – nacheinander gelesen – ergeben den Namen des längsten Flusses in Frankreich.

Um die Ecke gedacht

Gesucht wird eine von Niederschlag getragene Rundung.

Redaktion: FREIE WELT
Karl-Liebknecht-Str. 29
Berlin
1026
Telefon: über 24 40
Auskunft
Telex: 011 48 54

Redaktionskollegium:
Chefredakteur: Günter Bonow
Stellv. Chefredakteure:
Barbara Schablinski,
Marianne Wambutt, Dr. Paul Wurche
Sekretariat der Chefredaktion:
Tel.: 2 44 22 07, 2 44 23 09, 2 44 24 36

Redaktionssekretär:
Georg Walter
Tel.: 2 44 36 95
Wissenschaft: Heinz Bartel
Tel.: 2 44 26 09
Wirtschaft: Wolfgang Scheel
Tel.: 2 44 22 30

Politik: Günther Wolfram
Tel.: 2 44 26 67
*
Kultur: Helmut Zemke
Tel.: 2 44 33 02
Leserforum: Ingrid Buchholz
Tel.: 2 44 27 07

Bild: Alfred Paszkowiak
Tel.: 2 44 27 03
Gestaltung: Horst Wustrau
Tel.: 2 44 35 48
Korrespondenten in Moskau:
Jürgen Geitner, Volkmar Billeb,
Dr. Dietrich Pätzold

Kreuzgitter

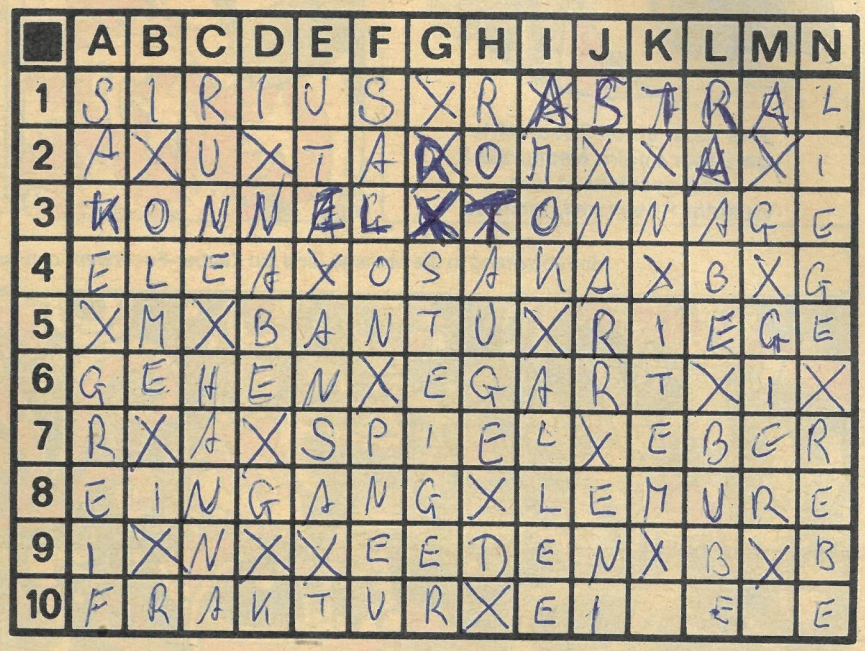
Wörter folgender Bedeutung – hier unabhängig von Richtung und Reihenfolge in der Figur aufgeführt – sind in die Felder einzutragen:
1. schweizer. Kantonshauptstadt, 2. nordafrikan. Staat, 3. Mädchenname, 4. Elbenebenfluß durch Hamburg, 5. griechisch: gegen, 6. irakische Hafenstadt, 7. niederländ. Dichter (1814–1903), 8. Staat im N der Indischen Union, 9. ein Küchenkraut, 10. eine der Gezeiten, 11. deutscher Theater- und Filmregisseur (gest. 1966), 12. See in Nordamerika, 13. Männername, 14. das Einbringen der Frucht, 15. Großkatze, 16. sowj. Maler (gest. 1963), 17. Jagdruf, 18. Schlag, Stoß, 19. Stadt im S Vietnams, 20. Fluß im Harz, 21. See in Finnland, 22. elektr. geladene Masseteilchen, 23. Trödel, Tand, 24. svw. gesetzlich, 25. kraterförmige Senke, 26. Nasenlaut, 27. Fehllos, 28. svw. Zahl, Ziffer, 29. Schwanzlurch, 30. Mundlaut, 31. Rennstrecke, 32. Führer des Kosaken- und Bauernaufstandes von 1670/71 in Rußland, 33. Lärmgerät, 34. zugeteilte Menge, 35. Aufrührer, 36. Ausgleich, Regelung, 37. gefrorener Niederschlag, 38. Storchvogel, 39. europ. Strom, 40. Schilf, Rohr, 41. Fußrücken, 42. finn. Dampfbad, 43. Berggruppe i. d. Dolomiten, 44. Himmelskörper, 45. Schabeisen zum Pferdeputzen, 46. größtes Waldgebiet der Erde, 47. Verpackungsgewicht, 48. Trockengebiet im W Vorderindiens, 49. dreireifige Krone, 50. Gebäudeteil; Straßenzug, 51. oberitalien. Provinzhauptstadt, 52. Handelsprodukt.

Kreuzworträtsel ohne Blindfelder

Die erforderlichen Blindfelder (ihre Anzahl ist jeweils in Klammern angegeben) sind vom Rater selbst einzusetzen:

Waagerecht: 1. Hauptstern im Sternbild Großer Hund – Werkzeug zum Ziehen der Notenlinien (1), 2. rumän. Luftverkehrsgesellschaft (5), 3. Hundezwinger (weidm.) – Rauminhalt eines Schiffes (1), 4. altgriechische Philosophenschule (Unteritalien) – japan. Hafenstadt (3), 5. afrikan. Sprach- und Völkergruppe – Turnerabteilung (3), 6. leichtathlet. Disziplin – Grasland (österr.) (3), 7. Sportwettkampf – männl. Haustier (3), 8. Eintritt, Entree – Halbaffe (1), 9. niederländ. Dichter (gest. 1932) (5), 10. Knochenbruch – griech. Friedensgöttin (1).

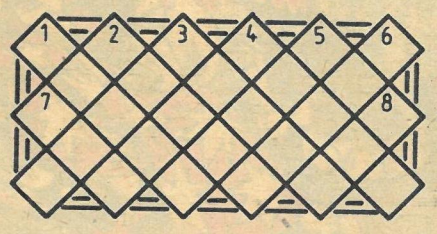
Senkrecht: A japan. Nationalgetränk – Fabeltier (1), B weibl. Naturgeist (3), C altgerman. Schriftzeichen – Frauenname (Kurzf.) (1), D Mittelhülse von Rädern (3), E Mutter der Nibelungenkönige – europ. Nachrichtenagentur (2), F Empfangsraum – Luftreifen (1), G techn. Verantwortlicher im Bergbau (2), H andere Bezeichnung für Plötze (2), I Roman von H. Thürk – Baumstraße (1), J Possenreißer – japan. Maler (13. Jh.) (2), K Fragepunkt (3), L humanist. deutsch. Erzähler (gest. 1910) – Spielkarte (1), M Haltetau an der Gaffel (3), N Ruhemöbel – Teil des Weinstocks (1).



Schräge Reihen

Von der Zahl nach rechts unten: 1. Troß, Wagenzug, 2. Männername, 3. Nadelbaum, 4. Mädchenname, 5. westafrikan. Sprachfamilie, 7. kaukasische Wildziege.

Von der Zahl nach links unten: 2. Einteilungsbegriff, 3. Schlaferscheinung, 4. zentralasiat. Hochgebirge, 5. Pelzwerk, 6. dichterisch: Brunnen, 8. Eule (norddt.).



Umstellrätsel

Jedes der folgenden Wörter ist durch Umstellen der Buchstaben in einen anderen Begriff zu verwandeln:
Seni – Ammer – Eifel – Tau – Otter – Not

Die Anfangsbuchstaben der neuen Begriffe ergeben den Namen eines Bezirks der DDR.

Auflösungen aus Heft 12/1987

Kreuzgitter. Waagerecht: Krakau (34), Monade (59), Ranke (19), Abdera (25), Ismene (62), Reep (4), Titel (56), Sela (65), DABA (10), Arate (20), Artek (40), Rebell (50), Uhu (61), Abbe (33), Skater (55), Menetekel (15), Anlage (28), Tula (7), Ase (24), Tratte (5), Aarau (37), Arara (67), Ebro (22), Areg (45), Karat (58), Utah (42), Sabine (12), Makore (29), Samba (18), Statue (63), Laster (49).

Senkrecht: Rabe (6), Keep (68), Urate (21), Anita (43), Meiler (9), Nomade (53), Deneb (38), Area (14), DEFA (44), Ilse (60), See (2), Akut (35), Amur (48), Rubens (64), Trema (16), Al (30), Take (23), Bene (57), Liter (8), Heller (27), SKET (51), Alter (3), Eger (11), Aare (39), Lear (54), TU (36), agra (17), Tag (47), Aorist (52), Askese (1), Atto (31), Ache (66), Braut (13), Aroma (26), Etmal (41), Ukas (46), Arve (32).

Rätselpyramide: 1. Ar, 2. Rat, 3. Rate, 4. Artek, 5. Krater, 6. Karrete.

Einer fehlt: Wand(a), Kora(n), Ran(g), Weg(a), Kate(r), Halm(a). – Angara.

Wabenleiste: 1. Sender, 2. Auster, 3. Muster, 4. Rakete, 5. Kruste, 6. Mauser. – Samara.

Raten und Rechnen:

784 : 14 = 56
– × +
229 + 18 = 247
555 – 251 = 303

Wörterband. Von außen nach innen: Klage, Leben, Eber, Ulf, Geist, Nera, Traber, Umiak, Sera, Moa, Ner, Ares, Algol, Lied, Lem.

Von innen nach außen: Melde, Illo, Glaser, Arena, Oma, Res, Kai, Mure, Bar, Tarent, Sieg, Flur, Ebene, Beleg, Alk.

Auflösung des Kreuzworträtsels (Quiz 9) aus Heft 10

Waagerecht: 1. Turm, 3. Kara, 7. Laken, 11. Ural, 12. Trope, 13. ESDA, 14. Bier, 16. Robe, 18. Karat, 20. Toto, 22. Ampere, 23. Bek, 25. Enzian, 28. Dan, 29. Lira, 31. Lel, 32. Astat, 34. Alai, 36. Neige, 37. Ohr, 38. Orest, 39. Basis, 40. Orden, 41. Eins, 43. Kondensat, 46. Odeur, 49. Erle, 52. Newa, 54. Steno, 56. Hedoniker, 60. Kork, 62. Cello, 63. Hasek, 64. Laich, 65. Tor, 66. Liste, 67. Asam, 70. Arras, 72. Omo, 73. Olga, 76. Chi, 77. Pferd, 80. Skat, 82. Trasse, 84. Soho, 85. Aeros, 87. Teer, 88. Test, 90. Wega, 91. Elena, 92. Bola, 93. Eiche, 94. Basel, 95. Kiew, 96. Thor.

Senkrecht: 1. Tobol, 2. Murmansk, 3. Karelien, 4. Alor, 5. Ate, 6. Mole, 7. Lek, 8. Korea, 9. Netz, 10. Edda, 15. ear, 17. Belege, 19. Antonow, 20. Tal, 21. Ona, 23. Blonski, 24. Karotte, 26. Irene, 27. Natur, 28. Dame, 30. Insel, 33. Tiden, 35. Ibsen, 42. Ist, 44. Ochotsk, 45. Diderot, 47. Dakka, 48. Uhr, 50. Rochade, 51. Euler, 53. Essig, 54. Salep, 55. Elite, 57. Nilote, 58. Kasparow, 59. Rheostat, 61. Komi, 68. Schach, 69. Aho, 71. Assel, 74. Lee, 75. Aster, 78. Frei, 79. Raab, 81. Abel, 83. Rebe, 86. Res, 87. Tak, 89. Gen.

Lösungswort: Michail Botwinnik

Es gewannen:

1. Preis:
100,– M Margarete Wäsch, Wolfen, 4440

2. Preis:
75,– M Lotte Heyse, Gotha, 5800

3. Preis:
50,– M Familie Andreas, Potsdam, 1585

4. bis 8. Preis:
je 25,– M Rudolf Schneider, Buckow, 1831; Ursula Engel, Güterfelde, 1501; Romy Wilk, Kolkwitz, 7503; Thomas Richter, Flöha/Sa., 9380; Rudolf Bürger, Pirna, 8300.

Herausgeber: Zentralvorstand der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft
*
Verlag: Berliner Verlag
Verlagsdirektor: Erich Reimann
Lizenz-Nr. 231 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR
Druck: Berliner Druckerei, Artikel-Nr. (EDV): 500 405
Anzeigenverwaltung: Berliner Verlag, Karl-Liebknecht-Straße 29, Berlin, 1026
Anzeigenannahme: Berliner Verlag
Abt. Anzeigen, Tel. 2 70 32 77 und sämtliche Anzeigenannahmestellen Berlins und aller Bezirke der DDR. (Anzeigenpreisliste Nr. 10 vom 21. 4. 1983)
Auslandsanzeigen: INTERWERBUNG
Abonnementspreis: 1,75 M monatlich (26 Hefte im Jahr)
Inkassozeitraum: monatlich
Die Redaktion wurde 1973 mit dem Orden „Banner der Arbeit" Stufe I und 1984 mit dem Orden „Stern der Völkerfreundschaft" in Gold ausgezeichnet. Die Redaktion erhielt 1974 die Ehrennadel der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft in Gold, 1979 die Ehrennadel des Verbandes der sowjetischen Freundschaftsgesellschaften „Für Verdienste um die Freundschaft" und 1980 die Johann-Gottfried-Herder-Medaille in Gold.

KINDERSERIE ★ Der Zauberer Hottab 6

Frei nach einer Geschichte von Lasar Lagin. Nacherzählt und gezeichnet von Valentin Rosanzew, Moskau

Das VE Kombinat Braunkohlenkraftwerke braucht auch Dich!

Für die Inbetriebnahme, Rekonstruktion, Projektierung, Bedienung, Wartung und Instandhaltung modernster Energieerzeugungsanlagen stellen wir in unseren Kombinatsbetrieben ein:

- **Maschinisten für Wärmekraftwerke, Bekohlung, Entaschung und Bahnbetrieb**
- **Instandhaltungsmechaniker und Schlosser aller Art**
- **Zerspanungsfacharbeiter**
- **Schweißer aller Prüfgruppen**
- **Bauhandwerker, Isolierer und Vulkaniseure**
- **Elektromonteure und Elektromaschinenbauer, BMSR-Mechaniker**
- **Werkstoffprüfer**
- **Ingenieure, Ökonomen, Meister und Sachbearbeiter sowie alle, die Kraftwerker werden wollen.**

Wir gewähren:

- Entlohnung nach Produktivlöhnen der Energiewirtschaft
- jährliche Treueprämie nach 2jähriger Betriebszugehörigkeit
- Jahresendprämie
- Montagegeld
- kostenloser Berufsverkehr
- kostenlose Unterbringung in Arbeiterwohnunterkünften bis zur Zuweisung einer Wohnung
- Wohnungsbereitstellung nach Dringlichkeit und betrieblichen Schwerpunkten
- umfangreiche Ausbildungs- und Qualifizierungsmöglichkeiten aller Studienformen
- vielseitige kulturelle, sportliche und soziale Betreuung einschließlich der Bereitstellung von Urlaubs- und Kinderferienplätzen in den betrieblichen Ferieneinrichtungen.

Richten Sie bitte Ihre Bewerbungen an das Arbeitskräfteberatungszentrum des VE Kombinat Braunkohlenkraftwerke, Sitz:

VEB Instandsetzung Kraftwerke
Arbeitskräfteberatungszentrum
Postfach 13
Cottbus, 7500

Wir erwarten Sie auch zu persönlichen Informationsgesprächen in unserem Arbeitskräfteberatungszentrum, Karl-Marx-Str. 13, im Arbeiterwohnheim – Nähe Hotel „Lausitz" – zu unseren Sprechzeiten:

Dienstag	9–11 Uhr und 13–18 Uhr
Donnerstag	9–11 Uhr und 13–16 Uhr
Freitag	9–12 Uhr

Außerhalb der Sprechzeiten nach telefonischer Vereinbarung,
Telefon: Cottbus 61 43 38.

Weiterhin können Sie sich direkt in den Kaderabteilungen der Kombinatsbetriebe bewerben:

- **VE Kombinat Braunkohlenkraftwerke, Stammbetrieb Jänschwalde – Kraftwerk der Jugend „Wilhelm Pieck" –, Sitz Peitz, 7520**
- **VEB Großkraftwerk Boxberg, Boxberg, 7586**
- **VEB Kraftwerke Lübbenau/Vetschau, PSF 17, Lübbenau, 7543**
- **VEB Kraftwerke „Völkerfreundschaft", Hagenwerder, 8905**
- **VEB Kraftwerke „Elbe", Vockerode, 4401**
- **VEB Kraftwerk Thierbach, Espenhain, 7204**
- **VEB Instandsetzung Kraftwerke, Peitz, 7520**
- **VEB Reparaturwerk „Clara Zetkin", PSF 109, Erfurt, 5010**

Reg.-Nr. 277/IV/86

Anzeige

Akupunktur in der ČSSR

Schon vor 4000 Jahren haben die Chinesen Schmerzen gelindert oder gar beseitigt, indem sie Nadeln in bestimmte Punkte des menschlichen Körpers einführten. Obwohl sie die inneren Organe nicht kennen konnten – das Sezieren von Leichen, um Ursachen innerer Krankheiten auf die Spur zu kommen, wurde erst in der Neuzeit praktiziert – mußten sie um Zusammenhänge von Nerven und Organen, von durch den Körper verlaufenden Meridianen gewußt haben. Sie fanden heraus, daß ein punktförmiger Druck im Mittelpunkt der schmerzenden Stelle ungemein wirksam ist, entdeckten aber auch Punkte, die mit entfernter liegenden Körperstellen in Beziehung stehen. Ihr Ziel war und ist, ein Gleichgewicht zwischen Mensch und Natur herzustellen und die durch den Körper fließenden Energien zu stimulieren, deren Stauungen zu lösen.

Die Heilmethoden des Fernen Ostens, insbesondere die Akupunktur, lösten zunächst in Europa Verwunderung aus. Beginnend im 17. Jahrhundert, gelangte das Wissen um die Akupunktur in drei Wellen in unsere Breiten, wobei die Kulturen des Westens und des Ostens gegenseitigen Einflüssen unterlagen. Die sich in China ausbreitenden europäischen Wissenschaften führten zum Beispiel im 19. Jahrhundert zum Verbot der traditionellen fernöstlichen Medizin, einschließlich Akupunktur, und zur Übernahme abendländischer Erkenntnisse und Heilverfahren. Erst in unserem Jahrhundert erlebt die Akupunktur – nicht nur in China, sondern weltweit – eine Renaissance.

In der Tschechoslowakei kam es in den dreißiger Jahren zu ersten, vereinzelten Experimenten mit den Wundernadeln. Eine größere Verbreitung erfuhr sie in den sechziger Jahren, nachdem einige tschechoslowakische Wissenschaftler und Ärzte auf Reisen durch den Fernen Osten diese Methode studiert und, Empfehlungen in der einschlägigen europäischen Literatur entsprechend, ausprobiert hatten. Bereits 1963 erschienen erste Veröffentlichungen in Fachzeitschriften, 1965 berieten sich „Akupunktureingeweihte" auf Arbeitstagungen. Noch konnte die Medizin nicht alle Rätsel lösen, die ihr diese wundersame Heilmethode aufgegeben hat. Aber zum Erstaunen von Ärzten und Patienten zeigte sie sich auch ohne völlige theoretische Erhellung als ungemein wirksam. Durch bloßes Einstechen der Nadeln werden langwierige Krankheiten, wie Bewegungsstörungen, allergische und entzündliche Reaktionen, Folgen nervlicher Überlastung geheilt, Schmerzen unterschiedlichsten Ursprungs gelindert. Sehr interessant ist, daß sich auf diese Weise auch Tiere heilen lassen, womit der Vorwurf, es könnte sich um Suggestion handeln, entkräftet ist.

Die Erfolge der Akupunktur schienen zunächst spektakulär (auch die Theorien darüber entbehrten nicht den Hauch des Mystischen), doch immer weniger Ärzte gingen an dieser Therapiemethode vorbei, auch wenn die einzige in Tschechisch erschienene Monographie vergriffen, andere Literatur schwer zugänglich war und die Akupunktur im System der Gesundheitsfürsorge eher geduldet denn gefördert wurde. Erst 1976 gab das Gesundheitsministerium methodische Hinweise und erkannte die Akupunktur offiziell als Heilmethode an. Vom darauffolgenden Jahr an wurden Kurse für Ärzte veranstaltet. Die Akupunktur verliert mehr und mehr das Geheimnisvolle, wird zu einer gleichwertigen Therapiemethode mit ihren Indikationen und Kontraindikationen, Erfolgen und Mißerfolgen, zu einer interdisziplinären Methode, die von praktischen Ärzten, Neurologen, Internisten, Chirurgen, Psychiatern, Anästhesisten und anderen Spezialisten gleichermaßen angewendet wird.

Die anästhetische Applikation ist besonders umfangreich: von der vegetativen Stabilisierung des Blutdrucks, Pulses, Atems und weiterer Funktionen bis zur Schmerzbetäubung während der Operation reicht die Palette. Dabei wird Akupunktur meist mit traditionellen Mitteln kombiniert. Nach Verabreichung eines Schlafmittels werden die Nadeln in die entsprechenden Punkte gestochen und diese elektrisch gereizt, wodurch der Schmerz ausgeschaltet wird. So seltsam es klingen mag, danach treten wesentlich weniger Komplikationen auf, auch Wunden verheilen schneller und besser als nach herkömmlichen Anästhesieverfahren.

Am erfolgreichsten wirkt Akupunktur bei Migräne, Verspannungskopfschmerzen, Neuralgien, denn sie vermag zwar zu entspannen und Schmerzen zu lindern, nicht aber Krankheitsursachen zu beseitigen. Bevor also ein Arzt zu den Nadeln greift, muß er nach europäischen Richtlinien die Diagnose stellen. Auch als Suchttherapie taugt die Akupunktur. Dem starken Raucher, der vom Nikotin loskommen will, erleichtert sie die Entzugserscheinungen, befreit ihn jedoch nicht von der Willensanstrengung. Doch sollte kein Leidender auf Wunder hoffen; je chronischer eine Krankheit verläuft, desto länger dauert die Behandlung.

Die tschechoslowakischen Ärzte führen die Tradition der Akupunkturtherapie weiter, entwickeln eigene Verfahren und Methoden. Auf internationalen Kongressen und während Studienaufenthalten im Ausland – nicht nur in Fernost – sammeln sie Erfahrungen. Und so trägt die Anwendung der Akupunktur in der ČSSR im Rahmen der Gesundheitsfürsorge dazu bei, die Menschen von Krankheiten, Schmerzen und Leid zu befreien.

Diese Informationen gab

Dr. med. Milada Barešová,
Cheflektor der Akupunkturkurse des Instituts für Weiterbildung der Ärzte und Pharmazeuten Prag.

Eine Frau und ihre Sterne

Frau Professor Malina Popowa (Foto oben und Foto rechts) sucht nach Veränderlichen Sternen. Unter ihnen entdeckte sie den „KR Aurigae“ im Sternbild Auriga (Pfeil), der sich äußerst merkwürdig verhält.

Immer weiter dringen die Astronomen mit ihren „Augen“ und „Ohren“, den Spiegel- und Radioteleskopen, in die Tiefe des Weltalls vor, enthüllen kosmische Geheimnisse unserer Galaxis, die allein 100 Milliarden Sterne zählt, und ferner Galaxien. Längst reichen den Sternforschern Maßeinheiten wie Parsec oder Kiloparsec nicht mehr aus. Sie haben begonnen, in Megaparsec zu rechnen. Was kommt danach? Gigaparsec? Dabei übertrifft bereits ein Parsec jede menschliche Vorstellungskraft. Denn es summiert 206 265mal die Entfernung Erde–Sonne von 149 600 000 Kilometern zum kosmischen Maß. Über diese Distanz (etwa 30,8 Billionen Kilometer) braucht das Licht 3,258 Jahre, bevor es von uns auf der Erde zu sehen ist…

Das also sind die Dimensionen, in denen sie zu denken gewohnt ist: Professor Dr. Malina Popowa, Präsidentin des Nationalen Komitees für Astronomie der Volksrepublik Bulgarien – eine Entdeckerin von Sternen.

Teufelssterne – Blinkfeuer im All

„Die kosmischen Körper haben ein Leben wie der Mensch“, sagt sie. Das klingt philosophisch. Doch die Astronomie beweist es: Auch die Sterne werden geboren – und sterben. „Die Veränderlichen Sterne geben uns die Möglichkeit, alle Phasen in der Entwicklung von Himmelskörpern zu verfolgen. Wir können ihr Entstehen beobachten und sehen, was nach ihrem Vergehen im All von ihnen bleibt“, ergänzt die Astronomin.

Da stehen wir mit ihr, umgeben von deckenhohen, vollgefüllten Regalen im Plattenarchiv der Sonneberger Sternwarte, die – nach dem Cambridge-Observatorium (USA) und vor dem Sternberg-Institut (UdSSR) – über die zweitgrößte Sammlung von Himmelsaufnahmen verfügt: 200 000 Negative aus spezialbeschichtetem Glas – eine gläserne Bibliothek. Wieder ist Professor Popowa nach Sonneberg gekommen, hierher, wo sie – bei mehreren Forschungsaufenthalten – vor einem Vierteljahrhundert vierzig Veränderliche Sterne entdeckte. Darunter, im Sternbild Fuhrmann, den Veränderlichen „KR Aurigae“…

Von den Veränderlichen Sternen, den Blinkfeuern im All, ist zunächst eine Geschichte zu erzählen: Den ersten Stern dieser Art entdeckten schon die alten Araber. Weil er sich – gegenüber den gleichbleibend leuchtenden Sternen in Allahs wohlgefügtem All – schier anomal verhielt, schrieben sie ihn kurzerhand dem Teufel zu, nannten ihn „ra's al gul“ – „Teufelskopf“. Einige Jahrhunderte später (1669) wurde der europäische Astronom Montanari auf ihn aufmerksam. Nach neuerlich mehr als hundert Jahren (1784) ermittelte der englische Amateurastronom Goodricke dessen Periodizität: 2 Tage, 20 Stunden, 49 Minuten. Doch noch um die Mitte des vorigen Jahrhunderts waren lediglich erst 20 Veränderliche Sterne entdeckt. Das änderte sich rasch. Denn von nun an ließen die Astronomen ihre Augen nicht mehr von den „Teufelssternen“ – bis zum Jahre 1912 fanden sie 4000 Veränderliche. Und mittlerweile zählt der Generalkatalog, den die Akademie der Wissenschaften der UdSSR – im Auftrag der Internationalen Astronomischen Union (IAU) – periodisch herausgibt, schon mehr als 26 000 sicher als Veränderliche erkannte Sterne. Malina Popowas vierzig Sterne sind gleichfalls darin eingetragen, unter ihnen „KR Aurigae“…

Wie war es dazu gekommen? „Wir besaßen anfangs nur das kleine, alte Observatorium in Sofia. Es war mit einem 17-Zentimeter-Teleskop ausgerüstet. Daran erkennen Sie, wie bescheiden unsere Möglichkeiten zu jener Zeit waren… Ende der fünfziger Jahre begannen wir, uns mit dem Gedanken zu befassen, ein eigenes, großes Observatorium zu bauen. Dabei war notwendig, dessen künftiges Profil zu bestimmen. Ein Hauptgebiet der Forschung sollten die Veränderlichen Sterne sein. Wir wußten, daß innerhalb der sozialistischen Länder die Sternwarte Sonneberg – dank ihrem Gründer und langjährigen Leiter Professor Cuno Hoffmeister – in diesem Spezialbereich über die größten Erfahrungen verfügte“, erzählt Professor Popowa. „Also fuhr ich in den Thüringer Wald. In Sonneberg arbeitete ich während der nächsten drei Jahre – mit Unterbrechungen – länger als fünfzehn Monate. Cuno Hoffmeister lenkte meine Aufmerksamkeit auf die Grenzgebiete der Milchstraße, die seinerzeit noch wenig erforscht waren…“

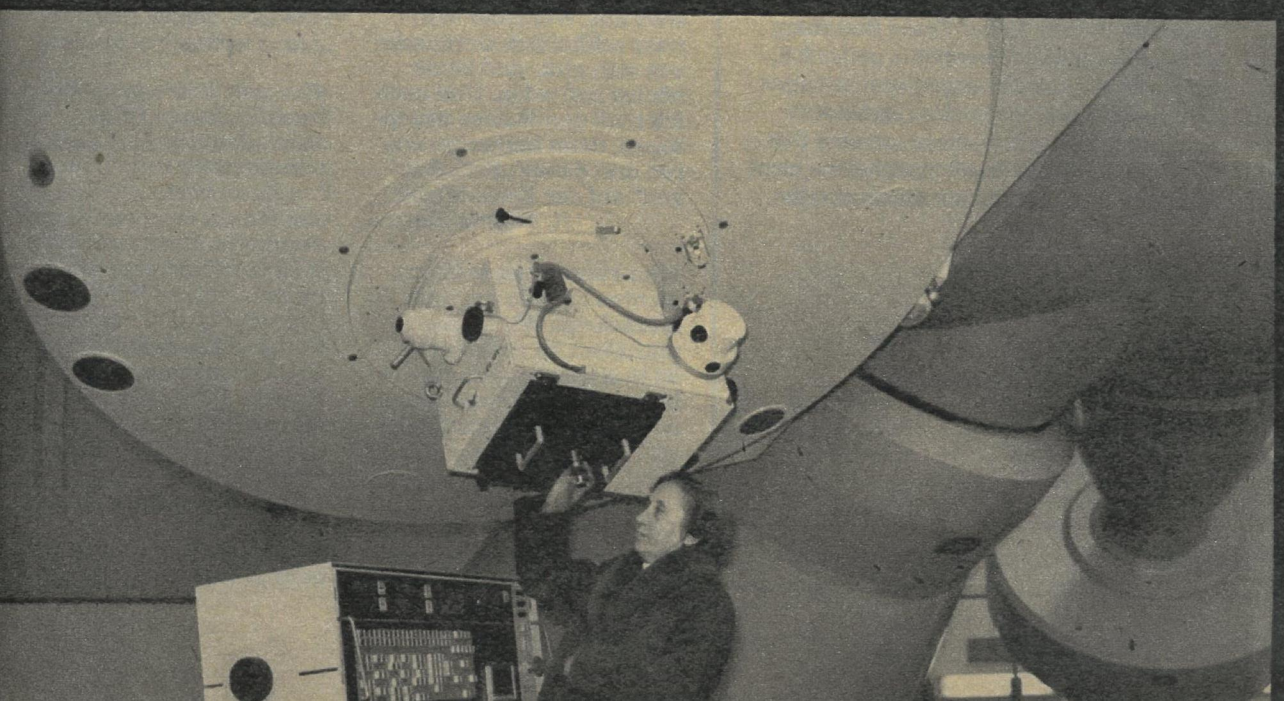
Und: Malina Popowa hatte Glück. – „Das Glück des Tüchtigen“, kommentiert Dr. Wolfgang Wenzel, Leiter der Abteilung Veränderliche Sterne an der Sternwarte Sonneberg, den Erfolg seiner bulgarischen Kollegin, „denn die Suche nach Veränderlichen Sternen bedeutet entsagungsvolle Arbeit – über Monate, oft Jahre hinweg.“ Wie viele Nächte, ausharrend an Teleskop oder Himmelskamera? Wie viele Tage, suchend mittels Speziallupe oder Blinkkomperator? Auf jeder Himmelsaufnahme: Tausende, Hunderttausende von Sternen! Zeile für Zeile müssen Papier-Positiv oder Platten-Negativ durchforstet, unzählige Aufnahmen – entstanden im Abstand von Stunden bis Jahrzehnten – miteinander verglichen werden. Wechselnde Grautöne der zumeist Bruchteile von Millimetern kleinen Sternpunkte sind ein erstes Anzeichen, ihr Aufblinken im Komperator das blitzende Signal: „Achtung! Veränderlicher Stern!“ Doch ist es auch ein neuer, noch unbekannter? Bedeutet er schon wirklich eine Entdeckung?

Eine Frau und ihre Sterne – vierzig Sterne nur unter Tausenden im „Hauptbuch“ der Veränderlichen Sterne. Doch einer von ihnen sollte spektakulär von sich reden machen: „KR Aurigae“, ein Doppelstern.

Schwarzes Loch oder Weißer Zwerg?

„Wir Astronomen kennen schon lange eine Vielzahl von Doppel-, Drei- oder Mehrfachsystemen bei Sternen, das heißt: ein oder mehrere Begleiter drehen sich um den Hauptstern. Durch seine Bedekkung zeigt er uns die wechselnde Helligkeit… Von Anfang an fiel mir jedoch auf, daß sich ‚KR Aurigae‘ äußerst merkwürdig verhält. Ich fuhr nach Moskau, um auch die Kollektion des Sternberg-Instituts, dessen Himmelsaufnahmen noch drei Jahrzehnte weiter in die Vergangenheit zurückreichen als die Sonneberger Sammlung, zu sichten und den Charakter des Sterns eingehender zu studieren. Danach konnte ich mit Sicherheit sagen: Es ist ein Veränderlicher Stern neuen Typs. Mit kleinen Intervallen strahlt er immer hell. Auf einmal wird sein Leuchten extrem schwach – hundertmal schwächer als bei der größten Helligkeit. Ein Doppelstern mit solcher Charakteristik war uns bis dahin nicht bekannt. Im Grunde genommen benahm er sich wie das Gegenteil einer Nova, jener Sterne, die plötzlich extrem hell am Himmel aufleuchten…“

Die beiden in „KR Aurigae“ vereinten Sternbrüder, kleiner als unsere Sonne, drehen sich etwa 300 Parsec, rund 1000 Lichtjahre von der Erde entfernt im All (nach Maßstäben der Astronomen vergleichsweise nah). Dennoch gab „KR Aurigae“ den Sternforschern für längere Zeit Rätsel auf: „Die Implosion der Materie läuft mit unwahrscheinlicher Geschwindigkeit ab – dreitausend Kilometer pro Sekunde, das ist mehr als das Siebenfache als bei anderen Sternen. Die Umlaufperiode beträgt lediglich 3,54 Stunden“, berichtet die Sternentdeckerin. Auf dem IAU-Symposium 1975 in Bamberg schlug sie deshalb vor, solche Sterne als neue Kategorie von Veränderlichen zu klassifizieren und sie Anti-Nova zu nennen. „Die … angeführten Charakteristiken des Sterns widersprechen nicht der Annahme, daß ‚KR Aurigae‘ ein Schwarzes Loch ist“, wurde in der sowjetischen Zeitschrift „Briefe an das astronomische Journal“ gemutmaßt. (Ein Schwarzes Loch ist ein Stern, der unter Einwirkung der eigenen Schwerkraft in sich zusammenbrach und zu einem kleinen, hochdichten, massereichen Himmelskörper wurde. Es „saugt“ Materie anderer Sterne in sich hinein; seine Anziehungskraft hat eine derartige Stärke, daß kein Licht mehr ent-



weichen kann.) Alsbald richteten sich die Röntgen-Teleskope der Orbitalstation Salut 7 sowie des Einstein-Satelliten (USA) auf den „Stern der Popowa" – als eines von fünf „wichtigen Objekten" ihres Beobachtungsprogramms, und sie wurden „fündig" (Röntgenstrahlen, die von der Erdatmosphäre absorbiert werden, können nur im Kosmos empfangen werden). Allerdings identifizierten die Sternspäher im Orbit „KR Aurigae" nicht als Schwarzes Loch, jedoch verdichteten sich mit ihrer Hilfe die Beweise, daß es sich um ein ähnlich interessantes Himmelsobjekt handelt, einen Stern von gleichfalls sehr hoher Dichte: „Inzwischen wissen wir: ‚KR Aurigae' ist ein Weißer Zwerg. Erstmals haben wir einen Stern dieser Art in einem engen Doppelsternsystem gefunden", sagt die Astronomin, erläutert uns dann: „Weiße Zwerge sind Sterne, die sich am Ende ihres Lebens befinden, und das haben sie mit einem noch um ein Vielfaches dichteren Neutronenstern oder einem Schwarzen Loch gemeinsam. Der Druck, den die äußeren Schichten ausüben, haben die Atome im Innern des Sterns zerquetscht. Seine Materie – ein Gemisch von Kernen und Elektronen – ist derart verdichtet, daß ein Kubikzentimeter ungefähr eine Tonne wiegt." Der sowjetische Astronom Boris Woronzow-Weljaminow gab dazu einmal den Vergleich, daß für den Transport einer Streichholzschachtel voll diesen Materials ein großer LKW vonnöten wäre!

Mehr als zweieinhalb Jahrzehnte ihres Lebens beschäftigt „KR Aurigae" schon seine Entdeckerin, die mit ihm den ersten einer neuen Klasse von Veränderlichen im All aufspürte (inzwischen wurden weitere Doppelsterne gleichen Typs gefunden). Vereint können nun die Astronomen den Anti-Nova-Zwergen die „Tarnkappe" abstreifen, und schließlich werden sie von deren Geheimnissen auch den letzten Schleier lüften. Die Erstentdeckerin aber ist derweil bereits wieder mit Neuem befaßt: 33 Sternen, die aus einem offenen Sternhaufen im Sternbild Schlangenträger zu uns strahlen, rund 1000 Parsec von der Erde entfernt – etwa 3300 Lichtjahre weit. „Es ist einer von zehn Sternhaufen, die wir zur Zeit in unserem Nationalen Observatorium auf dem Roshen-Gipfel der Rhodopen untersuchen. Er befindet sich im mittleren Alter, hat viele Doppelsterne. Seine Sterne waren der Grund, weshalb ich diesmal nach Sonneberg kam", sagt Professor Popowa. Auf die Frage, ob sie womöglich einem neuen Himmelphänomen auf der Spur sei, antwortet sie lächelnd: „Das kann man nie wissen. Das Universum ist voller Überraschungen..."

Helmuth Pelzer
Fotos: Ulrich Burchardt, Archiv

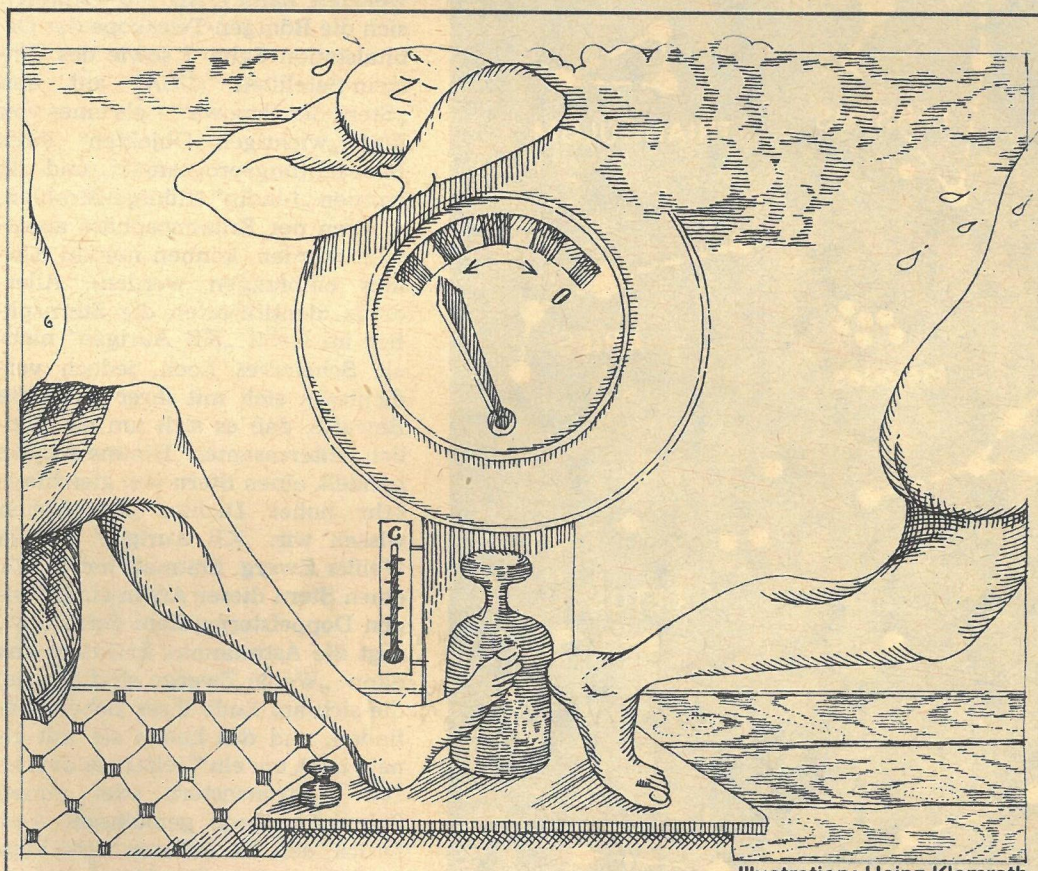


Illustration: Heinz Klemrath

Irrwege beim Fasten:

Schlank werden mit Sauna?

Weit verbreitet ist die Auffassung, daß ein Gang in die Sauna wirksam zur Gewichtsabnahme beiträgt. Dabei wird die Waage vor dem Schwitzen und danach betreten, und das Ergebnis ist fast immer enttäuschend. Wissenschaftliche Untersuchungen haben ergeben, daß während eines Saunabades mit drei bis vier Aufenthalten im Heißluftraum (bei 85 bis 95 Grad Celsius und einer relativen Feuchtigkeit von etwa 20 Prozent) von je 10 bis 15 Minuten eine durchschnittliche Schweißmenge von insgesamt 300 bis 750 Gramm abgegeben wird. Gleichzeitig werden mit dieser Schweißmenge etwa ein bis zwei Gramm Natriumchlorid und etwa ein halbes Gramm Stickstoff sowie kleine Mengen anderer Stoffe über die Haut ausgeschieden. Diese Ausscheidungen reichen aber nicht aus, das Körpergewicht spürbar zu reduzieren. Durch den Wasser- und Salzverlust stellt sich nach dem Saunagang ein ganz natürlicher Durst und meist auch ein gesunder Appetit ein. Ihm widersteht auf die Dauer kein Saunagänger. Das bedeutet, daß dieser geringe Verlust an Körperflüssigkeit von etwa 700 Gramm schnell wieder aufgeholt wird. Von einem wirksamen Hilfsmittel für die Gewichtsabnahme kann also bei dieser Schwitzkur keine Rede sein. Das ändert aber selbstverständlich nichts an der Wahrheit des alten finnischen Sprichwortes: Wer in die Sauna zu Fuß gehen kann, der verträgt sie auch. Die Sauna hilft, die Gesundheit zu trainieren, sie aktiviert den Kreislauf, fördert die Hautdurchblutung und bringt außerdem eine gehobene Stimmung.

So förderlich der rasche Temperaturwechsel bei der Sauna für die Hautdurchblutung ist, so wenig zuträglich ist der drastische Wechsel der Ernährung mit der sogenannten Schaukeldiät. Man erreicht bei dieser Kost, die auch als „Zick-Zack-Kost" bezeichnet wird, eine Gewichtsabnahme von 2 bis 3 Kilogramm pro Woche. Dabei muß alle 3 bis 5 Tage ein Wechsel von einer eiweißkohlehydratreichen zu einer eiweißfettreichen Kost vorgenommen werden. Dieser führt zu einer hohen Belastung des Stoffwechsels und der Leber. Diese Belastung ist bei Übergewicht besonders gefährlich. Schon kleine Abweichungen vom strengen „Zick-Zack-Kurs" in der Kost verhindern den Erfolg. Deshalb ist diese extreme Diät für eine dauerhafte Gewichtsabnahme nicht geeignet, und ich kann nur davon abraten.

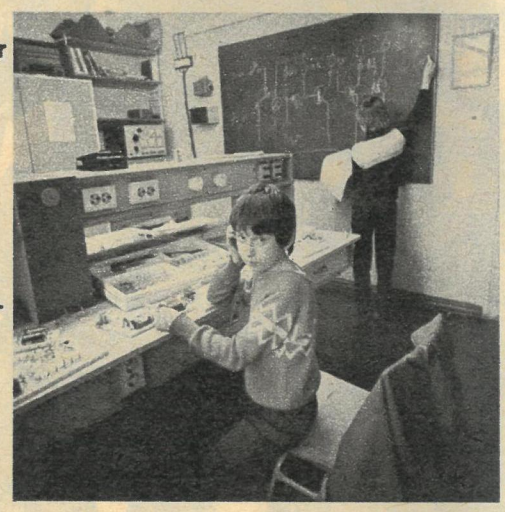
FREIE WELT-Serie von Professor Dr. Hans-Albrecht Ketz

Gesünder leben 4

Im nächsten Heft: Wie gut ist die Eierkur?

Ihre Gedanken...

... zu diesem Foto erbaten wir in Heft 10/87, um einen Austausch von Erfahrungen, Erlebnissen und Vorstellungen im Hinblick auf moderne Technik anzuregen. Hier wieder Auszüge aus Ihren Briefen:



An unseren beiden Söhnen habe ich erlebt, wie unbekümmert und sicher sie mit Computern „spielen", damit arbeiten. Bei mir – ich habe vor 27 Jahren meinen Ingenieurabschluß gemacht – ist diese Selbstverständlichkeit noch nicht vorhanden.
Manfred Keutel, Berlin

Ich bin 51 Jahre alt, in unserer Abteilung arbeiten wir seit kurzem mit dem Computer. Es fasziniert mich!
Gerda Clauß, Merseburg

Im Mai war ich zum Klassentreffen in Meißen, 30 Jahre nach Abschluß der 8. Klasse erinnerten wir uns an unseren Unterricht mit Griffel, Schwamm und Schiefertafel – zwei Klassen gemeinsam in einem Zimmer, von uns die „Hundehütte" genannt. Heute bieten mir meine Schüler zum Errechnen von Durchschnitten ihre Taschenrechner an. *Anita Volksdorf, Lehrerin, Güstrow*

Wenn mein Mann am Wochenende bastelt, blicke ich kopfschüttelnd auf den Haufen Widerstände, Transistoren und „Maikäfer" (Schaltkreise) und frage mich, wozu der Kram gut sein soll. Unser neunjähriger Sohn aber macht begeistert mit. Wenn der Wirrwarr schließlich Geräusche von sich gibt, sind beide höchst zufrieden. Und auch ich muß den Nutzen akzeptieren, denn immerhin waren drei dieser „Erfindungen" auf der Kreis-MMM.
R. Töffels, Dessau

Man könnte fast neidisch werden auf alle heutigen Hänschens. Wir müssen mithalten, so gut es geht. Es ist ja erwiesen, daß das Gehirn auch bei Erwachsenen noch sehr aufnahmefähig ist. *Gerda Müller, Neuenhagen*

Dazu eine Ergänzung vom Fachmann. Das Wort hat Wolfgang Löw, Institut für Neurobiologie und Hirnforschung, Magdeburg: Der bekannte Spruch „Was Hänschen nicht lernt, lernt Hans nimmermehr" ist in dieser strengen Form nicht berechtigt. Wahr daran ist, daß man bis zum 25. Lebensjahr eine „sehr leichte Auffassungsgabe" besitzt, also recht schnell lernt. Dies ist sozusagen ein „Muß der Evolution", denn bei höheren Organismen nehmen die angeborenen Verhaltensweisen zugunsten der erlernten ab. Um beim Menschen zu bleiben: Der Säugling hat nur eine vergleichsweise geringe Anzahl ererbter Verhaltensprogramme. Das bietet den Vorteil einer hohen Flexibilität bezüglich aller möglichen Umweltfaktoren, aber nur um den Preis, daß das Kind nahezu alles erlernen muß, was es zum Menschsein benötigt. Die Lernfähigkeit endet jedoch nicht im Jugendalter. Jeder findet bestimmt selbst Beispiele von Menschen, die bis ins hohe Alter geistig rege waren, also ständig lernten: Goethe, Picasso, Planck, Schweitzer... Keiner braucht also „biologisch begründete Angst" davor zu haben, daß er im höheren Alter – mit einem Computer konfrontiert – versagen müßte, weil „Hans nimmermehr lernt".

Was geht Ihnen beim Betrachten dieses Bildes durch den Kopf? Bitte schreiben Sie uns! Von Ihren Zuschriften werden jeden Monat zehn mit einer Anerkennungsprämie von je 50 Mark ausgezeichnet. Im Mai fiel die Wahl auf Peter Benz, Reichenbach; Gerhard Fischer, Leisnig; Heinz Hensmann, Berlin; Helmut Köck, Röblingen; Maria Möltgen, Dresden; Renate Rudolph, Oranienburg; Ingo Schmidt, Flöha; Uffz. Frank Seidel, Halberstadt; Angelika Seifried, Deschka; Katrin Sonnenberg, Dresden.

Liebe Leser! Wie in jedem Jahr möchten wir mit Ihnen gemeinsam die große Solidaritätsaktion der Berliner Journalisten zu einem attraktiven Anziehungspunkt gestalten. Am 28. August 1987 soll sich der Alexanderplatz von seiner besten Seite zeigen – und dazu können Sie alle beitragen, ganz gleich, ob Sie in Saßnitz oder Suhl zu Hause sind! Wir bitten Sie: Schikken Sie uns diesmal

Bücher, Bücher!

Sie sehen auf unserem Foto, welchen Zuspruch 1986 unser Buchbasar hatte. Deshalb soll unser Antiquariat für alt und jung mit belletristischer Literatur und Sachbüchern aller Wissensgebiete diesmal noch umfangreicher werden! Erhalten wir besondere „Knüller", wollen wir sie schriftlich versteigern, damit auch die Leser, die uns nicht an unserem Stand besuchen können, eine Chance haben.

Für die Raritätenecke

erbitten wir alte Ansichts- und Glückwunschpostkarten. Kramen Sie in Ihren Schubfächern für uns!

Geldspenden

nehmen wir natürlich ebenso gern entgegen. Mit dem Erlös unserer Aktion wollen wir vorrangig die Ausbildung von Journalisten aus den Entwicklungsländern an Institut für Journalistik „Werner Lamberz" sowie die vielfältigen Solidaritätsverpflichtungen der DDR unterstützen.

Geldüberweisungen erbitten wir auf das

Postscheckkonto
Berlin
7199-68-17717
Code: 4193–122

Päckchen und Pakete schikken Sie bitte an diese Anschrift:

Redaktion FREIE WELT
Karl-Liebknecht-Str. 29
Berlin
1026

Leser, die Geld- oder Sachspenden für unsere Aktion schicken, werden auf unserer Spender-Ehrenliste genannt. Außerdem verlosen wir unter allen Beteiligten 30 wertvolle Souvenirs aus Freundesland.
Unsere Vorbereitungen sind in vollem Gange. Wir wissen, daß wir dabei auf Sie zählen können, liebe Leser! Helfen Sie wieder mit, damit der Alexanderplatz im Herzen Berlins sich erneut mit einem Volksfest der Solidarität präsentieren kann, damit die Aktion im Jubiläumsjahr unserer Hauptstadt ein besonders großer Erfolg wird!
Und bitte keinesfalls vergessen: Jede Sendung – ob Zahlkarte, Brief mit Einzahlungsbeleg, Päckchen oder Paket – versehen Sie bitte mit dem deutlichen Vermerk

Kennwort:

FREIE WELT
Solidarität 1987

Leserfoto

Die Pforte zum Paradies – zumindest für Floras Liebhaber, die es zum Botanischen Garten von Baltschik (VRB) zieht.
Herta Rech, Woltersdorf

Preisfrage

Heft 13/87

Wie viele driftende Nordpolstationen richteten sowjetische Arktisforscher im Verlauf der letzten 50 Jahre ein? Wann wurde die erste, SP-1, in Betrieb genommen?

Die Lösung finden Sie in einem Beitrag dieses Heftes. 1 × 50 M sind zu gewinnen. Das Los entscheidet unter Ausschluß des Rechtsweges. Auflösung in Heft 15/87. Ihre Postkarte mit ausgeschnittener Marke – siehe Schere – und Antwort schicken Sie bitte an Redaktion FREIE WELT, Postfach 9, Berlin, 1056. Briefe werden nicht gewertet. Einsendeschluß: 1. Juli 1987. Auflösung von Heft 11/87: INTERNATIONAL PHYSICIANS for the PREVENTION of NUCLEAR WAR (Internationale Ärzte für die Verhinderung eines Nuklearkrieges). Wir gratulieren Gitta Langheinrich, Eisenberg.

Stachel-Weißlinge

Die Igeldressur im Moskauer Staatszirkus (FW 7/87) regte uns an, Ihnen die albinotischen Igel „Flöckchen und Bällchen" vorzustellen (Albinismus – angeborenes Fehlen von Farbpigmenten). Auch unsere Igel, vier Albinoweibchen und ein normalfarbener Albinosohn, haben eine Beziehung zu ihren Betreuern, unterscheiden sie von Fremden, die unser 2500 Quadratmeter großes Gehege betreten.

Sigrid Tack, Calberwisch

Fischers Fritze ...

Ich bin seit kurzem Besitzer des FREIE WELT- Vitamin- und Energiekreisels. Er ist interessant und regt an, gesünder zu leben. Leider vermisse ich darauf Fisch. Ich esse diesen gern und täglich in allen möglichen Varianten. Könnten Sie hierzu noch Auskunft geben?

Heinz Ebert, Wilkau-Haßlau

Wir konnten auf unserem Kreisel nur eine begrenzte Auswahl an Lebensmitteln berücksichtigen, dabei haben wir auf Fisch verzichtet. Hier wunschgemäß noch einige Angaben: Forelle 210 kJ/50 kcal (pro 100 g), Makrele/Hering 590/140, Karpfen 270/65, Fischkonserve (in Tomatensoße) 920/220 und (in Öl) 1400/330, Bratfisch in Tunke (energiereduziert) 670/160, Heringsfilet in Kremsoße (energiereduziert) 1300/300. Alle Fische und Fischprodukte sind wertvolle Eiweiß- und Vitaminquellen (A und B). Besonders wertvoll ist das Fett vieler Fische (Makrele, Hering), weil darin enthaltene Fettsäuren zur Senkung eines hohen Blutcholesterinspiegels beitragen können.

Prof. Dr. H.-A. Ketz

Weiter – дальше!

Russisch ohne Schulbank war eine sehr gute Folge. Es ist jedem zu empfehlen, sich die Vokabeln und Redewendungen in ein Notizbuch mit Alphabet einzutragen.

Hildegard Hartwig, Falkensee

Die einzelnen Themen sind für den Alltag und zum praktischen Gebrauch für den Sowjetunionbesucher anwendbar, ohne daß er Bedenken haben muß, falsch verstanden zu werden. Ich würde es begrüßen, wenn Sie zu gegebener Zeit den Kursus fortsetzen.

Werner, Götz, Leipzig

Ich wünschte mir, daß jede Ausgabe in Zukunft einen derartigen Russisch-Beitrag enthält.

Margarete Vogt, Strausberg

Kreml-Schatz für 12 Kopeken

Ihre Rücktitel-Serie Kreml-Schätze in Berlin (FW 2-10/87), erinnerte mich an Briefmarken, die einige dieser Kostbarkeiten abbilden.

Horst Schumann, Magdeburg

Die Schätze der Museen des Moskauer Kreml haben bereits vor längerer Zeit ein Echo im Briefmarkenbild gefunden. 1964 wurden Ausstellungsstücke aus der Rüstkammer und 1971 aus dem Diamantenfonds der UdSSR dargestellt. In anderen Ausgaben sind weitere Werke altrussischer Kunst wiedergegeben. Zu den Kleinodien im Markenbild der Serie 1964 gehören ein

reich verzierter „Saadak-Behälter" für Bogen, ein prunkvoller Helm, eine Schöpfkelle (unsere Abbildung), ein Humpen und die Krone Wladimir Monomachs.

Henri Hamann

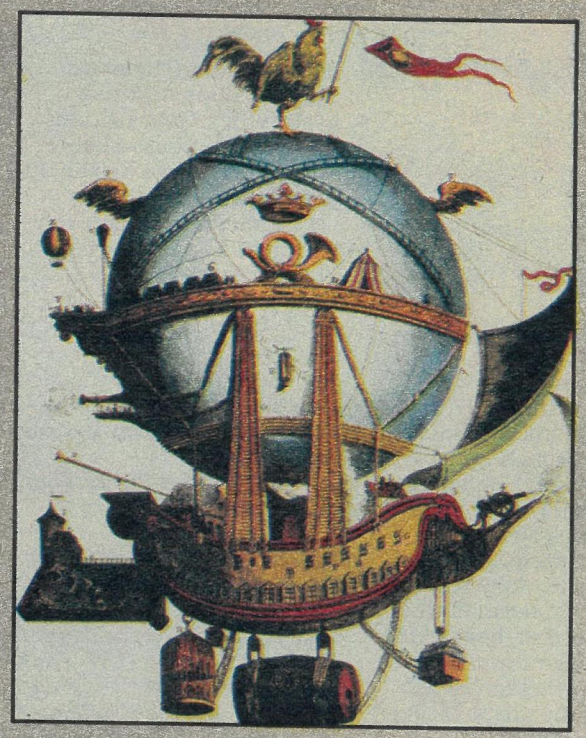
Das Kovács-Haus

Bei Ihrer Abbildung auf dem Leserforum FW 9/87 handelt es sich nicht um ein Zunftzeichen. Es ist ein Hinweisschild am Museum für die Ausstellung der Werke von Margit Kovács (1902–77), der wohl bekanntesten Keramikerin Ungarns. Für die Ungarn ist sie eine Symbolfigur, fast ein Nationalheiligtum.

Günter Porath, Berlin

Danke! Sie haben recht.

Redaktion: Ingrid Buchholz; Fotos: Ulrich Burchert, Alfred Paszkowiak, Sigrid Tack



Gallus-Report vom Nordpol:

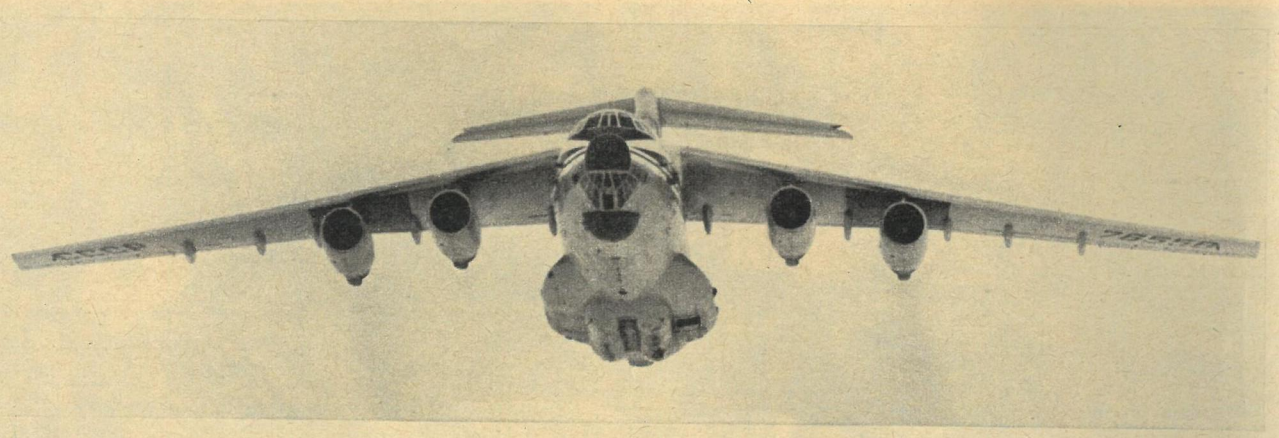
Der Hahn im Cockpit

Interview mit einem Gockel, der aus allen Wolken fiel und kalte Füße bekam

Petja Sacharytsch ist Hahn im Korbe, im Cockpit einer Iljuschin Sechsundsiebzig. So wohl er sich vorn in der Kanzel des schweren Lufttransporters fühlte, so übel erging es ihm vor weitgeöffneter Luke im Heck des Flugzeuges. Als er dann mit einem doppelten Salto die Maschine hinter sich ließ, wurde er, der Hahn vom Moskauer Vogelmarkt, vor einem Jahr im Mai zur Attraktion der Luftexpedition „Expark 86". Der stramme russisch-rustikale Gockel erregte durch seinen Fallschirmabsprung über arktischem Eis Aufsehen. So gockelsicher, wie einer seiner Artgenossen vor 200 Jahren auf der utopischen weltumsegelnden Ballonstadt Minerva thronte (links oben), war es unserem Hahn jedoch nicht zumute. Er, den die Nordpol-Expeditionsteilnehmer Petja Sacharytsch tauften, machte den Flug ins ewige Eis nicht nur als Maskottchen mit. Petja Sacharytsch diente als einundvierzigstes Mitglied der Fallschirm-Mannschaft auch der Wissenschaft. Die Natur des Arktis-Stress hieß das Forschungsthema für die mitreisenden Ärzte und Psychologen. Und der Prachthahn war dabei eines ihrer Forschungsobjekte. Eine Woche auf der Driftstation SP-28! Was Petja Sacharytsch erlebte und welche hochfliegenden Träume er ein Jahr danach hat, das erfahren Sie aus unserem fiktiven Gespräch mit dem gefiederten Polarnik.

Ein Beitrag von Karl-Heinz Eyermann

Der Hahn im Cockpit



Er war auf dem Hühnerhof schon von weitem in der gackernden und buntgefiederten Versammlung auszumachen. Bedächtig stolzierend, ab und zu ein sich Spreizen zum Flügelschlag für den Drang zum Höheren und mit einer alles übertönenden Herrscherstimme; der kleine Ikarus im Moskauer Zoopark mit der Ehrenpension in der harten Währung einer Doppelkorn-Ration. Seit dem 20. Mai 1986 fühlt er sich als Stammvater einer neuen Hühnerart. Nicht mehr als eines von Milliarden Federvieh Gallus forma demesticus von Hof und Mast. Dafür als der erste aus der neuen Gattung Gallus aeronauticus arcticus.

Aus Kassibern und Dossiers erfuhren wir seinen Proklamationstext für das luftfahrende Polarhuhn: „Ich möchte es nicht mit geschwollenem Kamm herauskrähen, aber meine aeronautischen und arktischen Erfahrungen führen zu neuen Erkenntnissen, bringen die ganze bisherige Hühnerwelt durcheinander. Lassen das, was es an geflügelten Worten über uns Geflügelte gibt, in einem völlig neuen Licht erscheinen."

Frage: Nun Petja Sacharytsch, sind Sie bereit zu einem Interview? Tonband läuft.

Antwort: Machen wir nicht viel Federlesens. Auch wenn Sie spät zu mir konmmen, kommen Sie gerade richtig. Es trifft sich gut in diesem Mai. Vor einem Halbjahrhundert, 1937, landeten vier Flugzeuge auf einer Scholle mit dem Gepäck und den vier Papanin-Leuten, die SP-1, die erste driftende Nordpolarstation, einrichteten. In diesem Mai hat der Atomeisbrecher „Sibir" die Mannschaft von SP-27 von der brüchigen Restscholle evakuiert und hat nach tausend Seemeilen durch über vier Meter dickes Eis den geografischen Angelpunkt erreicht, den wir Nordpol nennen. Und es war im Mai, als erstmalig Fallschirmspringer auf der Polkappe landeten. Der Arzt Wolowitsch und sein Begleiter Medwedjew, vor achtunddreißig Jahren. Auch die ersten schweren Lasten wurden per Fallschirm im Mai für driftende Stationen abgeworfen. 1983. Na ja, und dann unsere Expedition „Expark-86" im vorigen Mai. Ganz ohne Federspreizerei, ich feierte am 20. Mai mein einjähriges Polarnik-Jubiläum.

Frage: Bleiben wir bei Ihrem Jubiläum. Es hat doch einen historischen Hintergrund, der über zweihundert Jahre zurückliegt.

Antwort: Hahneluja für einen meiner französischen Vorfahren, für Monsieur Coq, der sich erkühnte, als erster in eine Mongolfiere zu steigen, in einen mit Strohfeuer beheizten Heißluftballon. Da gehörte Mut dazu.

Frage: Verständlich, daß Sie Monsieur Coq preisen. Aber könnte das nicht jede Ente und jedes Schaf tun?

Antwort: Hahnerkennenswert ist die Tatsache, daß mein Vorfahre als erster Luftfahrer der Welt gilt. Na gut, auch eine Ente und ein Schaf zwängten sich mit in den Korb aus Weidengeflecht, der unter der Mongolfiere hing. Zwei Gründe, die kein Windei sind, überzeugen mich, daß Monsieur Coq der Luftfahrer Nummer Eins ist, so wie Laika Raumfahrer Nummer Eins. Erstens gibt es die überall gebrauchte Floskel: Er fühlt sich wie der Hahn im Korbe. Und was hing an dem Heißluftballon? Ein Korb. Zweitens muß, wenn man vom französischen Alphabet ausgeht, der Hahn vor der Ente und dem Schaf genannt werden. Diese Reihenfolge ist eine wissenschaftliche Klassifikation.

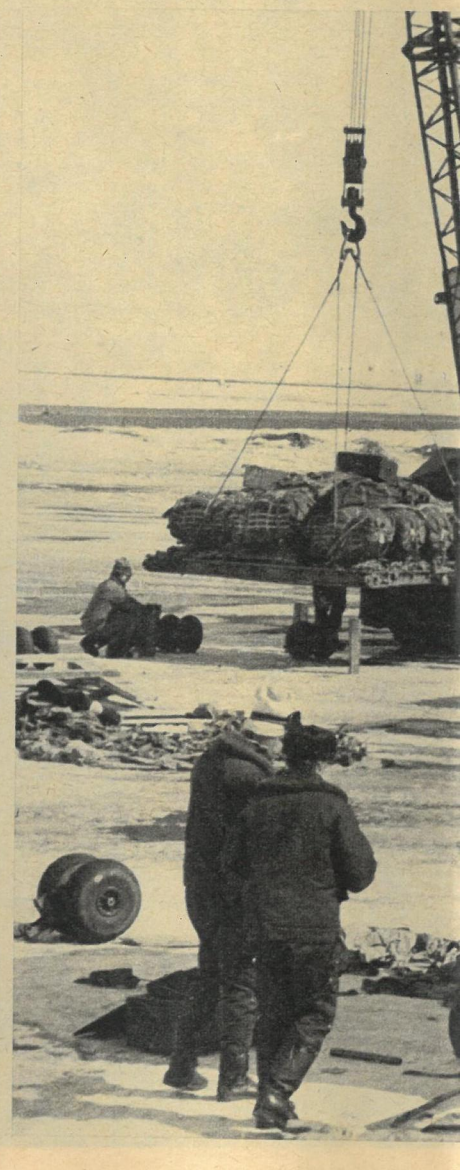
Frage: Aber es berichteten Augenzeugen, daß Monsieur Coq arg zerzaust gewesen sei, als habe diese Ballonfahrt von acht Minuten Dauer Ihrem französischen Gevatter arg zugesetzt?

Antwort: Gackelei. Natürlich habe ich in der Fluggeschichte meiner Vorfahren herumgepickt, als ich Fallschirmspringer wurde. Da fand ich Quellen, die authentisch belegen, daß der Hahn nicht von der Fahrt im Heißluftballon mitgenommen und benommen war. Professor Faujas de St. Fond, wissenschaftlicher Beobachter dieses historischen Ereignisses am 19. September 1783 am Königsschloß von Versailles, schrieb in seinem Protokoll: „Ich verwahre mich gegen schlechte Nachrede, daß der Hahn mit zerschlagenem Kopfe herabgekommen sei. Wir fanden ihn in bestem Zustande, außer daß sein rechter Flügel an der Spitze gebrochen war. Dieses rührte aber von einem Fußstoß des Schafes her." In bestem Zustande, haben Sie gehört?

Frage: Ja, in bestem Zustande. Aber wie war Ihr Zustand?

Antwort: Das ist doch Hahnspalterei. Schließlich bin ich ein gestandener Polarforscher und Fallschirmspringer. Für beides wurden mir im Mai vorigen Jahres Ehrendiplome ausgestellt.

Himmelsbagage: Die IL-76 schleppt vierzig Tonnen Fallschirmlast auf Paletten (unten) zu den Nordpol-Stationen. Fallschirm-Springer (links unten), jeder mit voller Montur über 120 Kilogramm schwer, bilden die Haupttrupps, die im Eis die Forschersiedlungen errichten. Einziges Leichtgewicht an Bord der IL-76: Hahn Petja, 12 Kilogramm mit voller Ausrüstung in der Fallschirmtasche.



Frage: Nun gut, lassen wir den Vergleich mit Monsieur Coq, aber wie kamen Sie zu Ihrem, für einen Hahn außergewöhnlichen Namen Petja Sacharytsch?

Antwort: Diese Hahnensgebung ist gar nicht so außergewöhnlich. Eigentlich heißt jeder richtige russische Hahn mit Kosenamen Petja. Nur einen Vatersnamen, so wie ich, haben die anderen nicht. Und woher nahmen ihn meine Expeditionsfreunde? Einfach vom Expeditions-Chef Alexander Sacharowitsch Sidorenko, dem erfahrensten Polar-Paraschutist mit mehr als dreitausendsiebenhundert Absprüngen. Alle in der „Expark"-Truppe wandeln seinen Vatersnamen Sacharowitsch bei der Anrede in das achtungs- und vertrauensvollere Sacharytsch um. Er ist der Organisator und sucht sich persönlich die Mitglieder für seine „Expark"-Mannschaften aus. Als er mich in sein Fallschirm-Team aufnahm, mußte ich einen richtigen Namen haben. Mir schwoll der Kamm, als er nichts dagegen hatte, mich Sacharytsch zu nennen.

Frage: Sie sagten, Sidorenko sucht sich seine Leute, Verzeihung, auch Hähne, selbst aus. Wie stießen Sie zu dieser arktischen Luftsprung-Truppe?

Antwort: Den Hahn wollen die mir jetzt zudrehen, dachte ich, als ich an einem schönen Apriltag auf dem Moskauer Vogelmarkt feilgeboten wurde. Ein junger Mann musterte mich vom obersten Kammzacken bis zur letzten Schwanzfederspitze, tastete meine Brust ab, zahlte und sprach: „Der gehört mir. Der hat seine Kilo. Stramm und gut genährt. Gerade richtig für mich."

Frage: Und was passierte nach dem Kauf? Was hatte der junge Mann im Sinn?

Antwort: Er brachte mich wieder auf einen Vogelmarkt, Tuschino hieß er, und der Rasen war schön grün, auf dem ich seltsame Vögel bemerkte. Völlig nackte, ohne Federn, ohne Flaum. Irgendwelche Farbkosmetik sollte ihre Nacktheit übertünchen. Sie standen stumm herum, ihre riesigen Flügel ständig gespannt. Doch keiner rührte sich von der Stelle. Das macht kein normaler Vogel, dachte ich.

Frage: Sie befanden sich auf einem Flugplatz, auf dem Gelände des Zentralen Aeroklubs „Valeri Tschkalow". Aber was wollte der Mann mit Ihnen dort?

Antwort: Mein Hahndikap wollte er mir nehmen, sagte er, und mich von einem Flatterer zu einem Flieger machen, daß Adler und Kondor vor Neid die Flügel hängen lassen würden. Da war er sofort mein Mann, denn Sie müssen wissen, daß wir unter den Höhenflügen anderer seelisch litten. Man züchtete uns zu schwerfälligen Bodenvögeln herab, die meistens noch kupiert werden und höchstens ein paar Meter flattern können – bis auf den Misthaufen.

Ich gackerte vor Freude und hätte einen Luftsprung machen können. Da kommt ein junger Mann daher, kauft mich und sagt mir, daß er aus mir einen Königsadler machen wolle. Er stellte sich vor. Sergej Dunajew, aktiver Fallschirmsportler aus Moskau, den es in den hohen Norden zog.

Frage: Wie ging es weiter? Jetzt kommt sicher der Moment, wo Namensvetter Sidorenko in Petjas Leben tritt?

Antwort: Federkiel und Federspiel, wie Sie das erraten. Ich wurde mit der ganzen Truppe bekanntgemacht, und die einzige Fallschirmspringerin in diesem Kollektiv, Bernadeta Wasina, drückte mich ganz zärtlich. Sidorenko sagte: „Er ist Null Einundvierzig und unser Talisman, unser Maskottchen. Er kriegt seinen eigenen Schirm." Null Einundvierzig, mein Funkcode. Null Eins, der von Sidorenko. Man wog mich und befand, daß der kleine Hilfsfallschirm, der zu jedem großen gehört, genug Tragfläche für mich sei. Man packte mich in eine Tasche, an der die Schirmleinen befestigt waren. Sozusagen die Hahnprobe.

Frage: Das waren also Ihre Vorbereitungen für den Arktis-Absprung?

Antwort: Das war nur der Hahnfang. Was mir bevorstand, das erlebte ich, während von Null Eins bis Null Vierzig ihre Fallschirme packten, umschnallten, in die Flugzeuge kletterten und Trainingssprünge absolvierten. Mich ließen sie in Ruhe, verwöhnten mich mit Kuchen und Kernen.

Frage: Jetzt war Ihnen sicher klar, was auf Sie zukommen würde, als die anderen vom Himmel fielen?

Antwort: Das hatte so den Hahnschein. Aber es passierte noch mehr. Null Drei kam und erklärte: Mit Null Einundvierzig machen wir auch die Testreihe. Streß und Biorhythmus am Pol. Damit war ich gemeint. Und der das sagte, war Wladislaw Lutschew, ein prima Fallschirmspringer und dazu noch Arzt. Ein richtiger Professor, der noch mehrere Ärzte mitgebracht hatte, die während des Flugs auf Geräte schauten und dabei erkennen wollten, ob jemand aufgeregt war.

Frage: Und wie war Ihnen zumute, als die ganze Fallschirm-Truppe mit Nummer Null Einundvierzig aus Moskau Richtung Norden flog?

Antwort: Flaumweich, als es losging, aber oben, über den Wolken, überhahnte mich ein Flugrausch. Bernadeta, die einzige Frau an Bord, die mich an ihre Brust gedrückt hatte, konnte mich getrost loslassen. Ich wurde von Hand zu Hand gereicht bis zu einem runden Fenster, durch das ich mir die Welt von oben aus betrachtete. Wir flogen nach Tiksi und landeten dort, um Fracht aufzunehmen und die verschiedensten Ausrüstungen.

Frage: Und als dann die Gurte angelegt wurden und Sie in die Tasche gesteckt wurden, wie war Ihnen da zumute?

Antwort: Hahn aufs Herz und nicht gelogen, mir verging das Gackern. Doch ich wußte, der Professor und noch einer sind schon ein paar Tage früher abgeflogen, um uns in Empfang zu nehmen.

Frage: Sie sollten doch gemeinsam mit achtzehn weiteren Expeditionsteilnehmern über der Polarstation SP-28 abspringen. Beruhigte Sie das nicht ein bißchen?

Antwort: Hahnemann, spring du voran. So war es. Wir saßen alle gefaßt in der Frachtkabine auf den Bänken. Bernadeta hielt die Tasche, in der ich steckte, auf ihren Knien.

Der Hahn im Cockpit

Drei Stunden in der Luft. An den Gesichtern merkte ich, daß etwas nicht stimmte. Und Null eins, Sidorenko, ging nach vorn zu den Piloten in die Kabine, in der ich auch schon gesessen hatte. Als er wieder zu uns kam, teilte er mit: Das wird heute nichts, die Wolken sind zu tief. Wir werfen nur die letzten beiden Fracht-Paletten ab.

Die Luken öffneten sich, es wurde mächtig kalt und es zog ganz schön. Der Fußboden bewegte sich auf einmal wie ein Fließband, und die tonnenschwere Fracht rutschte raus.

Ich war froh, daß ich bei Null Siebenunddreißig, bei Bernadeta, auf dem Schoß bleiben konnte. Doch da tauchte Sidorenko vor uns auf und meinte, der Professor unten auf dem Eis soll nicht vergeblich warten, sonst würde er noch den Streß kriegen: „Wenn wir selbst nicht abspringen können, dann soll wenigstens eine lebende Seele auf die Eisscholle hinunterkommen." Er redete ein paar Worte mit mir: „Grüß den Professor. Auf baldiges Wiedersehen, Petka. Hals- und Beinbruch." Sprach's und warf mich mit Schwung aus der Luke. Mir wurde ganz schwindlig, alles drehte sich. Dann gab es einen Ruck, und es wurde fast still. Der Wind pfiff leise und ich merkte, wie es sanft nach unten ging. Ein heftiger Stoß machte der Luftreise ein Ende. Nachdem es mir anfangs schwarz vor Augen war, wurde es jetzt ganz weiß. Die Tasche wurde aufgemacht und vor mir stand Professor Lutschew: „Petja Sacharytsch, du lebst. Willkommen auf dem Nordpol." Ich krähte lauthals vor Freude.

Frage: Also kaum saßen Sie im ewigen Eis, da fingen Sie zu krähen an. Wie oft am Tage machten Sie dort Kikeriki?

Antwort: Eine notwendige Hahnmerkung. Russisch heißt das nicht Kikeriki, sondern Kukareku. Statistisch erwiesen kräht an einem normalen Tag ein Hahn dreißig bis vierzig Mal hintereinander. Aber am Nordpol gab es keine normalen Tage. Auch in der Nacht war es Tag. Wann ging die Sonne auf? Immerzu, aber sie ging dabei nie unter. Was sollte ich machen, wenn die Sonne immer aufgeht: immer krähen. Bis ich heiser wurde. In mir kukarekutete es weiter, als ich keinen Ton mehr rausbrachte.

Frage: Die Kukareku-Orgien sollen ernsthafte Gefahren heraufbeschworen haben?

Antwort: Hahnuzinationen haben mich überfallen, hervorgerufen durch die Sonne. Die biologische Uhr geriet durcheinander, diagnostizierte Professor Lutschew. Gallus-Streß.

Frage: Störte die Kräherei nicht die charakteristische Stille? Verursachten Sie nicht Streit und handgreifliche Auseinandersetzungen?

Antwort: Das ist hanebüchen. Es gab nur hahngreifliche Provokationen. Laika, die Stationshündin, versuchte mich mit ihrem Gekläffe zu überbellen und wollte zuschnappen. Aber vom Jet-Flug beflügelt, flatterte ich auf das Dach der Kombüse. Dort bin ich zum Wahrzeichen für SP-28 geworden.

Frage: Nun zu einem Kernproblem. Gallus aeronauticus arcticus. Gibt es diese Art durch Sie, Petja Sacharytsch?

Antwort: Nun, da Sie es eh wissen, will ich nicht weiter krähen. Sie müssen verstehen, solche Gedanken machen einen allein ganz schwindlig, wenn man so hoch und so schnell geflogen ist und dazu noch über dem Nordpol mit einem Fallschirm runtergehüpft ist.

Bedenken Sie, der Kondor quält sich auf siebentausend Meter Höhe. Gänse sollen, aber ich halte das für ein Gerücht, über dem Himalaja gesichtet worden sein. Ich flog in zwölftausend Meter Höhe, bequem auf Bernadetas Schoß. Wanderfalken bringen es im Sturzflug, wenn sie jagen, auf zweihundertsiebzig Stundenkilometer. Mein Iljuschin ließ mich sitzend dreimal schneller sein. Ein Rekord von mir ist überhaupt nicht zu übertreffen. So schnell kommt kein anderer Vogel auf den Nordpol runter.

Frage: Das Stations-Bulletin von SP-28 verlautete: Um weiteres Blutvergießen zu vermeiden, mußte Petja Sacharytsch evakuiert werden. Stimmt das?

Antwort: Hanschlag, ein Hanschlag auf meine Hähnlichkeit. Ich verließ aus wissenschaftlichen Gründen Nordpol-Achtundzwanzig. Laika hat vergeblich Jagd auf mich gemacht.

Frage: Sie lehnen diese Version Ihres schnellen Rücktransports in den Moskauer Zoo ab? Also ein Dementi?

Antwort: Genau, ich krähmentiere, daß ich ein Streithahn bin. Über mich streiten sich höchstens die Gelehrten. Ein seltenes Exemplar der Arktis- und Aeronautik-Forschung.

Frage: Ihre Antwort ist der Anknüpfungspunkt für die Hauptfrage: Welche Bedeutung haben aus Ihrer Perspektive solche „Expark"-Unternehmen?

Antwort: Eine hahnspruchsvolle Frage. „Expark"-86 ist ja nicht nur ein ornithologisches Jahrhundert-Ereignis gewesen. Ich, Petja Sacharytsch, habe an einem polaren Großexperiment teilgenommen, aus dem Wissenschaft und Volkswirtschaft das arktische Kolumbus-Ei ausbrüten werden.

Per Luftbrücke und Großraumtransporter, per Lastenabwurf und per Fallschirmsprung eine driftende Forschungsstation einzurichten und zu versorgen, ist mindestens um anderthalb Millionen, exakt um 1,6 Millionen Rubel billiger als per Schiffstransport und per Einsatz von Hubschraubern und Kleinflugzeugen. Vom Zeitgewinn ganz zu schweigen. Mit der Luftbrücken-Fallschirm-Methode – also mit „Expark" – geht es fünfunddreißig Mal schneller. Ein Arbeitsjahr in zehn Tagen!

Frage: Und was fiel Ihnen an „Expark"-86 besonders auf, als Sie aus allen Wolken fielen?

Antwort: Da wird der Hahn so richtig aufgedreht.

Sack und Pack wird aus den Iljuschins abgeworfen, natürlich gut gezielt im Tiefflug. Traktoren, Fertighäuser, Labors, Kombüsen, Proviantkammern, Kino, Kultursaal, Batterien von Diesel-Zisternen für die Elektrostation – alles kommt auf stoßgedämpften Paletten heruntergeschwebt. In der kurzen Zeit, in der ich zur „Expark"-86-Mannschaft gehörte, wurden aus der Luft unterschiedliche Güter mit einer Gesamttonnage von 82,5 Tonnen mit Fallschirmen abgesetzt. Allein dreihundertsechzig 200-Liter-Fässer mit Diesel.

Da können Sie sich ein Bild machen, was man für eine Station alles braucht.

Frage: Sie sind im Moskauer Zoo jetzt Ehrenpensionär. Wie fühlt sich ein Polarnik im Tierpark?

Antwort: Nicht als Stolziererei. In der Luftfahrt heißt es so schön: Höher, schneller, weiter. Und Petja Sacharytsch will höher, schneller, weiter.

Frage: Sie wollen also erneut mit dem Fallschirm abspringen. Vielleicht diesmal am Südpol? Eine neue sowjetische Expeditionsmannschaft ist dorthin unterwegs.

Oder wieder zum Nordpol? „Expark"-87 richtet per Fallschirm die Driftstation SP-29 ein als Nachfolgerin von SP-27.

Antwort: Gockelores. Was heißt Nordpol, was heißt Südpol. Ich will höher hinaus. Wenn schon Hunde und Affen, ja sogar die Eintagsfliege Drosofilia und Schildkröten ins Weltall fliegen, dann ist das eine kosmospolitisch-zoologische Ungerechtigkeit, wenn unsereins, ausgerechnet das älteste Luftfahrtgeschlecht, hier unten bleibt.

Frage: Sie planen demnach einen Weltraumflug?

Antwort: Ha(h)nebüchene Unverzeihlichkeit, daß er noch nicht stattgefunden hat. Was heißt planen, ich bestehe darauf.

Frage: Zum Abschluß, sind Sie mit dem Interview zufrieden, Petja Sacharytsch?

Antwort: Hahngetan, sehr hahngetan. Nennen Sie mich einfach Petka.

Möchten Sie auch Fotos von mir haben? Aber ohne Autogramm. Dichten kann ich zwar, aber nicht lesen und schreiben. Hier die Bilder, die fotografierte mein Expeditionsfreund Igor Wainstein, der Fallschirm-Korrespondent von TASS.

Motive am Nordpol: Ein Kunstmaler aus Leningrad porträtiert Bernadeta Wasina, auf deren Schoß Petja saß.

Erste Frau, die mit dem Fallschirm in die Arktis sprang (links oben).

Während Petjas „Expark"-Genossen die Schlittenfracht ziehen, thront der Expeditions-Hahn kirchenturmreif auf der Kantine von SP-28.

Die Stadt hatte sich festlich geschmückt für diese Junitage. Von nah und fern, aus Moskau und Riga, Suhl und Jena, Rudolstadt und Pskow waren die Gäste nach Gera gereist — zum siebenten Festival der Freundschaft. FREIE WELT-Reporter trafen hier eine Bekannte wieder (FW Heft 12): die Medizinstudentin Marina Lebedewa (Foto rechts) hielt ihre Eindrücke auch mit der Kamera fest.

Marina in Gera

Trassenbauer (oben links) können jubeln. Sie rechneten ihre Festivalstafette mit hohen Leistungen ab. Auch Regenschauer und Wind hinderten niemanden, sich an Bademoden zu erwärmen (ganz oben). Ulk und Spaß auf allen Straßen (links außen und oben Mitte). Komsomolzen, FDJler und Einwohner des Neubaugebietes Gera-Lusan legen grüne Spuren in der Festivalstadt (links). Musiker des Jugendblasorchesters Bernsdorf brachten Stimmung auf Plätzen und in Gassen (oben).

In der Geraer Altstadt werden die Delegation der Partei- und Staatsführung sowie Komsomolzen und FDJler von Zehntausenden Jugendlichen begrüßt.

Marina in Gera

Schnitzkunst aus Thüringen, live vorgeführt, findet bei Marina und vielen Gästen großes Interesse.

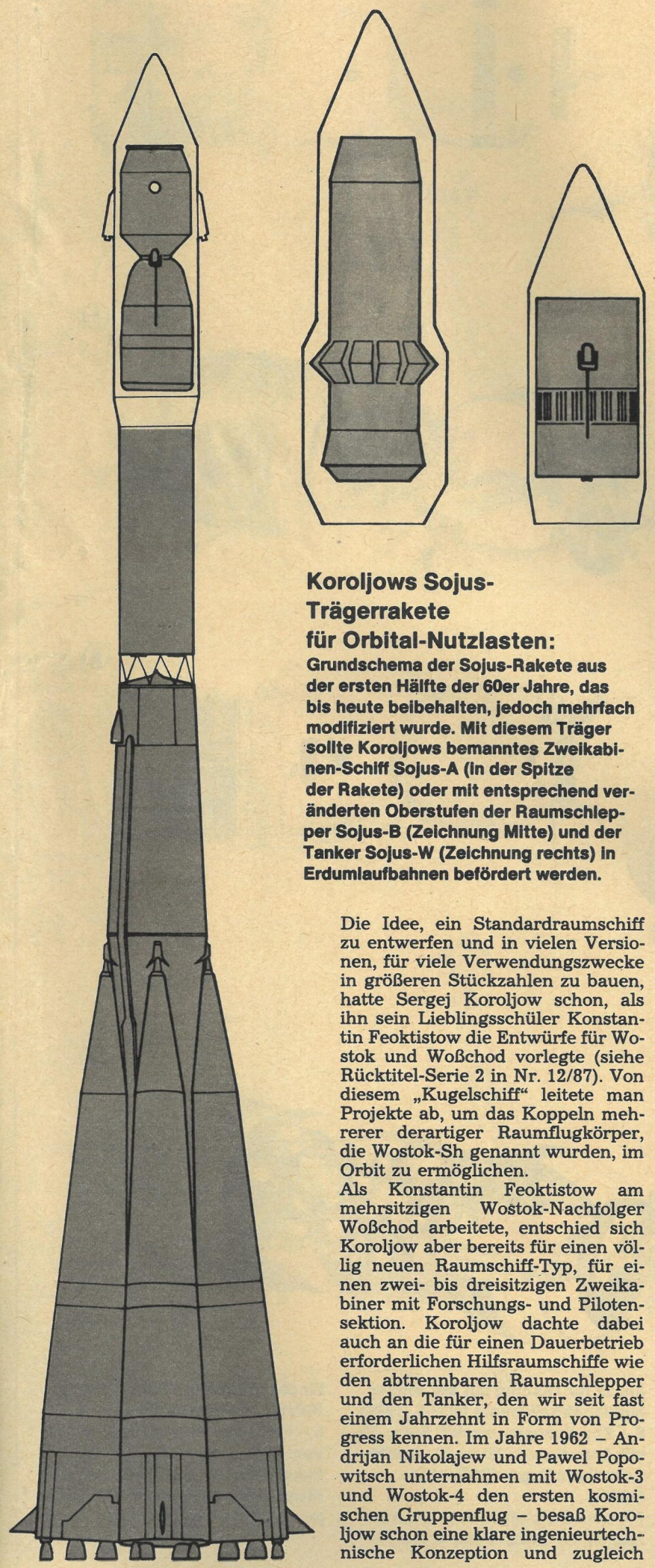
Unser Rendezvous-Ort hieß Gera. Für uns war es ein Weg von etwa 250 Kilometern. Marina Lebedewa mußte rund zweitausend Kilometer bis zum Treffpunkt zurücklegen. Im vorausgegangenen Heft hatte FREIE WELT Marina vorgestellt, die am 1. Medizinischen Institut in Moskau studiert und mit viel Neugier sowie mit speziellen Wünschen in die thüringische Bezirkshauptstadt fahren wollte. Anlaß: das VII. Festival der Freundschaft zwischen der Jugend der DDR und der Sowjetunion. Wichtigster Grund: Erfahrungsaustausch zwischen Freunden der Jugendverbände.

„Marina? Da müßt ihr im Hotel nachfragen. Sie ruht sich aus", gab uns ein netter sowjetischer Gast Auskunft, den wir auf gut Glück gefragt hatten. Was blieb übrig, wir mußten ihre Ruhe stören. Eine Viertelstunde nach unserem Telefonanruf stand Marina vor uns. Damit sie die Zeit bei unserem Stadtbummel auch für sich selbst nutzen konnte, hatte sie ihre kleine Fotokamera mitgebracht. „Ich möchte so viele Anregungen wie möglich mit nach Hause nehmen. Und alles aufzuschreiben, dazu reicht die Zeit nicht", lächelte sie. „Wir finden bei euch vieles wieder, was wir bei uns in den letzten Monaten angeschoben haben", erzählt Marina. „Am meisten interessiert mich, wie hier Jugendgesetz, Jugendförderung, Neuererwesen in der Praxis gehandhabt, verwirklicht werden." Tag für Tag notierte sich Marina mit ihrer „Lomo" an fast jeder Ecke dazu Beispiele: „Mir gefällt, wie ihr massenwirksam politisch wirkt", sagt sie. „Vor allem beeindruckt die Vielfalt der Möglichkeiten – Sport, Volkslieder, Rockkonzerte, Straßentheater, Bastelstraßen, Computer zum Anfassen, Diskos, Wissenswettbewerbe. Und fast überall können alle aktiv werden." Marina erzählt, daß auch in ihrem Institut heute die Diskussion über Politik, Ausbildung und andere Themen lebhafter und interessanter geworden sind. „Schließlich ist die Lage in der Welt ja auch so brisant wie nie zuvor. Jeder ist doch betroffen von der Gefahr, aber auch voller Hoffnung über die Chance, die für die Welt besteht."

An dem kleinen Stück der restaurierten Stadtmauer von Gera bleibt Marina verblüfft stehen. Es ist wie ein Sprung mit der Zeitmaschine: Spielmänner in der Tracht der Bauern aus dem deutschen Mittelalter; Frauen an Spinnrädern, ein Esel, eine Ziege, ein Hund. Töne aus selbstgefertigten Dudelsäcken, von Trommeln, Tamborins und Schellen klingen hoch zu den Balkons der Neubauten. In einer Freiluftwerkstatt stellen geschickte Hände Flöten, Ledermasken und Drucke her, ein weiblicher Eulenspiegel tanzt auf der Wiese. Wieder Bilder für das fotografische Notizbuch. Vieles wird für Marina von den Geraer Tagen in guter Erinnerung bleiben…

Hajo Obuchoff (Text)
Detlef Christel (Bild)

„Sojus ist mehr als ein Raumschiff“



Koroljows Sojus-Trägerrakete für Orbital-Nutzlasten:
Grundschema der Sojus-Rakete aus der ersten Hälfte der 60er Jahre, das bis heute beibehalten, jedoch mehrfach modifiziert wurde. Mit diesem Träger sollte Koroljows bemanntes Zweikabinen-Schiff Sojus-A (in der Spitze der Rakete) oder mit entsprechend veränderten Oberstufen der Raumschlepper Sojus-B (Zeichnung Mitte) und der Tanker Sojus-W (Zeichnung rechts) in Erdumlaufbahnen befördert werden.

Die Idee, ein Standardraumschiff zu entwerfen und in vielen Versionen, für viele Verwendungszwecke in größeren Stückzahlen zu bauen, hatte Sergej Koroljow schon, als ihn sein Lieblingsschüler Konstantin Feoktistow die Entwürfe für Wostok und Woßchod vorlegte (siehe Rücktitel-Serie 2 in Nr. 12/87). Von diesem „Kugelschiff“ leitete man Projekte ab, um das Koppeln mehrerer derartiger Raumflugkörper, die Wostok-Sh genannt wurden, im Orbit zu ermöglichen.
Als Konstantin Feoktistow am mehrsitzigen Wostok-Nachfolger Woßchod arbeitete, entschied sich Koroljow aber bereits für einen völlig neuen Raumschiff-Typ, für einen zwei- bis dreisitzigen Zweikabiner mit Forschungs- und Pilotensektion. Koroljow dachte dabei auch an die für einen Dauerbetrieb erforderlichen Hilfsraumschiffe wie den abtrennbaren Raumschlepper und den Tanker, den wir seit fast einem Jahrzehnt in Form von Progress kennen. Im Jahre 1962 – Andrijan Nikolajew und Pawel Popowitsch unternahmen mit Wostok-3 und Wostok-4 den ersten kosmischen Gruppenflug – besaß Koroljow schon eine klare ingenieurtechnische Konzeption und zugleich den Namen für sein neues Projekt: Sojus – Union, Bund, Verband. Ein Hinweis auf den Staat, der den Raketenpionieren die Möglichkeiten schuf, ihre Theorie zu verwirklichen. Ein weiterer Hinweis auf das Ziel, das mit diesen Raumschiffen erreicht werden sollte: die kosmische Union – die Kopplung von Blöcken zu Orbitalstationen. Koroljow erklärte: „Sojus ist mehr als ein Name und mehr als ein Raumschiff. Es ist ein Programm für Jahrzehnte.“ Koroljow entwarf ein komplettes Raumflugsystem und die Trägerrakete dazu, um wahlweise das Zweikabinen-Raumschiff Sojus-A, den Raumschlepper Sojus-B oder den Tanker Sojus-W in den Orbit zu hieven. Aus Koroljows Sojus-A entstand 1965/66 das Grundmodell des Raumschiffes, das wir von vielen kosmischen Flügen her kennen und aus dem mehrere verbesserte Standardversionen und verschiedene Sondermodifikationen hervorgingen – Forschungsraumschiffe wie Sojus-6, Sojus-9, Sojus-13 und Sojus-22, in dem die Multispektralkamera MKF-6 aus Jena erprobt wurde, und die Mannschaftstransporter für die Salut-Stationen bis hin zu dem „Computerisierten“ Sojus-TM, mit dem Mir heute angeflogen wird.
Mit Sojus ist, raumfahrttechnisch und kosmisch-ökonomisch gesehen, ein großer Wurf gelungen. Baikonur verließen bisher 52 bemannte Sojus-Schiffe mit insgesamt 115 Besatzungsmitgliedern. Fünfzig sowjetische Raumflugkandidaten und sämtliche elf Interkosmonauten erlebten mit Sojus ihre Weltall-Taufe. Viele sowjetische Kosmonauten starteten mit Sojus zweimal, mehrere dreimal, einer viermal und einer sogar fünfmal. Einschließlich der Sojus-Testschiffe und der Sojus-Sonderausführungen der Kosmos-Serie wurden bisher rund 200 solcher Raumflugkörper in Erdumlaufbahnen geschickt.

Unsere Preisfrage:

Zahlreiche Länder beteiligen sich an internationalen Kosmos-Forschungsprogrammen. Nennen Sie die Zahl der Staaten, aus denen bisher Raumfahrer an Weltall-Expeditionen teilnahmen? Zwölf, fünfzehn oder neunzehn?

Ihre Antwort auf Postkarte schicken Sie bis 1. Juli 1987 (Poststempel) an FREIE WELT, Postfach 10, Berlin, 1056. Auflösung und Preisträger in Heft 15/87.

So war es richtig in Heft 11/87: Start von Sputnik 1 am 4. 10. 1957. Es gewannen: 100 M – Britta Hubrich, Rostock; 75 M – Ruth Jentsch, Dresden; 50 M – Dora Laenger, Eilenburg; Walter Schulze, Reichenhain; Lothar Seegel, Roßleben.

Im nächsten Heft:

Sport als Schönheitskosmetik
Was kann jeder selbst für seine Figur und sein Wohlbefinden tun? Kommt man durchs Laufen auf die Beine? Ist Gymnastik Balsam für den Körper? Auskünfte dazu von Prof. Dr. Dr. Israel, DHfK Leipzig.

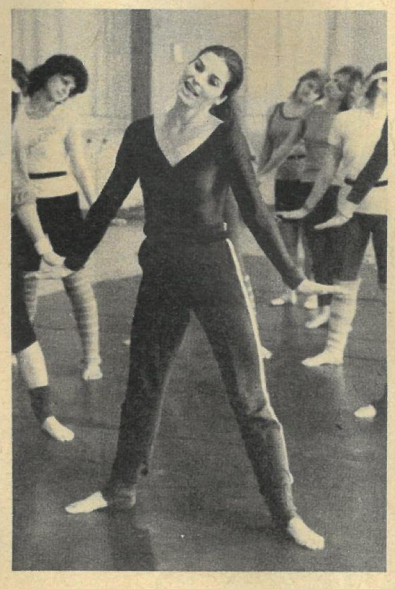


Foto: K. H. Stana

Wenn es ins Auge gegangen ist,
greift Frau Professor Rosa Gundorowa zum Skalpell. Am international renommierten Moskauer Helmholtz-Forschungsinstitut operiert sie komplizierte Verletzungen am menschlichen Auge.

Schweigende Armee
Die tönernen Krieger und Pferde des Lishan-Grabes der alten chinesischen Hauptstadt Xi'an sind einer der spektakulärsten archäologischen Funde der Menschheitsgeschichte. Ein Farbbericht.

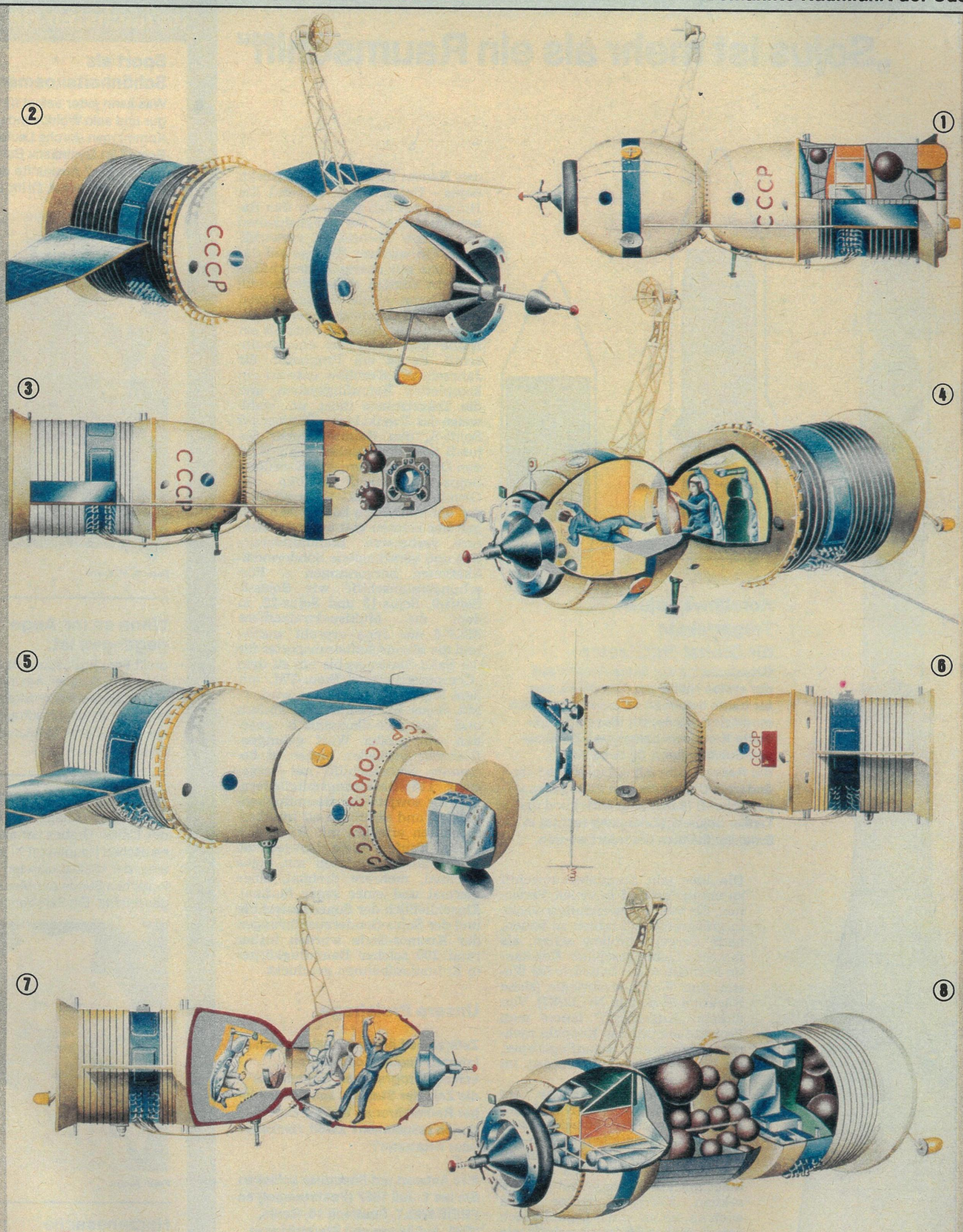
Foto: Archiv

Herzenssache
Bilddokumentation zum 40. Jahrestag der Gründung der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft.

Für aktuell notwendige Änderungen in ihren Ausgaben bittet die Redaktion um Verständnis.

Von Wostok zu Mir

FREIE WELT



1 – dreisitziges Raumschiff des Typs Sojus-10/Sojus-11 für Mannschaftstransport zur Orbitalstation Salut-1 (1971).
2 – dreisitziges Raumschiff Sojus-4 für Kopplung mit Sojus-5 (1969).
3 – zweisitziges Forschungsraumschiff Sojus-13 mit Astro-Modul „Orion" (1973).
4 – zweisitziges Standardraumschiff für Kopplung mit den Orbitalstationen Salut-3 bis Salut-6 (Sojus-14 bis Sojus-40 von '74–'81).
5 – Forschungsraumschiff Sojus-22 für Testflug mit der Jenaer Multispektralkamera MKF-6 (1976).
6 – Kopplungsraumschiff Sojus-19 mit Andockvorrichtung für Apollo beim Raumflug UdSSR–USA (1975).
7 – neues dreisitziges Standardraumschiff Sojus-T und Sojus-TM für die Orbitalstationen Salut-6, Salut-7 und Mir (ab 1979).
8 – Frachtraumschiff Progress zur Versorgung der Stationen Salut-6, Salut-7 und Mir mit Treibstoff, Geräten und Proviant (von 1978 bis jetzt 30 Progress gestartet).

Siehe auch Seite 55.

Zeichnungen: Michael Römer; Text und Redaktion: Karl-Heinz Eyermann.